

Vergißeinnicht 1908

7 (1908)

Vergißmennicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmennicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Kinder indischer Kulis, in Natal ansäßig.

Köln a. Rh.
Juli 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmennicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Die Sehnsucht der ewigen Hügel.

Genes. 49, 26.

Nach den blauen Bergen
Geht des Pilgers Zug,
Zieht der Seele Sehnen,
Eilt des Vogels Flug.

Nach den blauen Bergen
Strebt gleich ihm mein Sinn,
Schwebt auf goldnen Schwingen
Hoch zur Ferne hin.

Von den blauen Bergen
Manches Lied ich sang,
Manchen Traum ich träumte
All mein Lebenlang!

An die ew'gen Hügel
Mahnt die Seele ihr, —
O wer leiht mir Flügel,
Hilft nach oben mir!

Von den ew'gen Hügel
Gottes Licht mir winkt,
Und vom sel'gen Auge
Dort der Schleier sinkt.

Auf den ew'gen Hügel
Wird mir ew'ge Ruh,
Drum auf Sehnsuchtsflügel
Diesem Ziele zu!

Gord. Peregrina.

Besuch des Hochw. Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delalle O. M. I. in Mariazell.

Von Rev. P. Odo, O. C. R.

Ende Februar l. Js. kam Bischof Delalle, Apostol. Vikar von Natal, zum ersten Mal nach unsern im Norden gelegenen Missionsstationen. Ich hatte die Ehre, ihn am 25. Februar in einem leichten Gefährt, das wir der hohen Räder wegen Spider (Spinne) nennen, von Gärdenberg nach Mariazell zu begleiten.

Es ging durch eine meist unbewohnte Gegend, die Mgr. mit der Kalabari-Wüste verglich. Unsere Augen hingen meist an den Drahtbergen, jener imposanten Gebirgskette, die sich mit ihren bizarren Spitzen und Zacken in langer Flucht zu unserer Rechten hinzog. Immer näher und näher trat uns die herrliche Gebirgswelt, und forschend suchte unser Auge das sogenannte Unglücks-Neck, in dessen Nähe Mariazell gelegen ist. Den ominösen Namen „Unglücks-Necken“ erhielt der Berg durch den bekannten Griqua-häuptling Adam Kok, der 1855 mit seinem ganzen Stamm aus der Gegend von Kimberley nach Otrigriqualand zog und hier mit seinen Wagen und Karren eine Menge Unglücksfälle zu erdulden hatte. Noch sahen wir Mariazell nicht, als uns schon ein Trupp von ungefähr 50 Basutos entgegen geritten kam. Sie wollten dem hochw. Herrn Bischof das Ehrengelände bis zur Station geben. Bei der Begegnung hielt der schwarze Lehrer von Mariazell in Englisch eine kurze Ansprache, worin er im Namen all' seiner schwarzen Landsleute den hohen Gast willkommen hieß. Der Bischof seinerseits gab seiner Freude Ausdruck, endlich einmal seine lieben Christen in diesen Bergen besuchen zu können und forderte sie auf, sich durch einen musterhaften Wandel des schönen Christen-Namens stets würdig zu zeigen. Hoherfreut über die zündende Ansprache setzte sich der stattliche Trupp in munteren Galopp, und jubelnd ging es nun, den „Morena“ in der Mitte, der Missionsstation zu.

Von einem hohen Baume aus wehte uns eine stolze Flagge entgegen, und bald kam das herrlich gelegene Mariazell, das heute noch obendrein sein schönstes Festgewand trug, in Sicht. Gewiß, da waren viele Hände tätig gewesen, dem geliebten Oberhirten einen möglichst würdigen Empfang zu bereiten, und die Basutos fragten sich unwillkürlich, was denn das für ein großer, vornehmer Herr sein müsse, zu dessen Empfang solch' nie gesehene Vorbereitungen getroffen wurden. Der Wagen fuhr zunächst durch eine aus Maian gebildete Allee, an deren Ende ein schmucker Triumphbogen hergestellt war. Hier erwartete in Alben und Pluviale den hohen Gast P. Rektor, der Stationsrektor mit seinen Assistenzpriestern, die Brüder- und Schwesterngemeinde, die Schulkinder und ein zahlreich versammeltes Volk. P. Rektor sprach seine hohe Freude darüber aus, zum erstenmal einen katholischen Bischof in dieser Gegend begrüßen zu können. Viel Gutes hoffte er von diesem ehrenvollen Besuch, eine wahre Neubelebung katholischen Wirkens und Strebens, Erweckung des religiösen Sinnes bei den Heiden und Stärkung der Berufsgnade bei den Neubekehrten und Katechumenen. Zum Schlusse gedachte er noch der zahlreichen Firmlinge, die am kommenden Tag durch die sieben Gaben des hl. Geistes sollten ausgerüstet werden zu Streitern Christi im ständigen Kampf gegen das eigene Ich und das sie umgebende Heidentum. Nun bewegte sich der Zug unter Abjüngung des Liedes Ave maris stella processionsweise der Kirche zu; der Bischof ging dabei in vollem kirchlichem Ornate unter dem Traghimmel. Das alte, mit Stroh gedeckte Missionskirchlein war mit Blumen und frischem Grün aufs festlichste geschmückt. Beim Eintritt des Bischofs stimmten die Schulkinder das Ecce Sacerdos magnus an, dann folgte eine kurze sakramentale Segensandacht, welche der hochwürdigste Herr Bischof, umgeben von zahlreicher Assistenz, persönlich hielt. Auch hier zeigten die Kinder ihre Meisterschaft im Singen. Im Gegensatz zu dem kriegerischen Eulus, die ein rasches Tempo und kräf-

tiges Musizieren lieben, geben die seiner beanlagten Santos einer mehr ruhigen und sanfter Melodie den Vorzug, was sich bei ihren silberhellen Stimmen ganz vorzüglich macht.

Es mochte gegen 4 Uhr nachmittags sein, als

davon wegzusehen. Das ganz besondere Interesse des hohen Gastes erregte die große hiesige Waldanlage, die seinerzeit von der englischen Regierung durch einen eigenen Preis ausgezeichnet worden war. In der Schule saß eben der schwarze Organist am



Schulunterricht im Freien. Untere schwarzen Lehrer sind alle staatlich geprüft.

die kirchliche Feier beendet war. Nach einem kleinen Imbiß folgte ein Rundgang durch die verschiedenen Gebäude und Anlagen der Station. Im Weinberg begannen gerade die Trauben zu reifen, und eine Schwester hatte vollauf damit zu tun, die vielen Vögel

Harmonium und mußte auf Ersuchen des Bischofs einige Proben seiner Tätigkeit ablegen, die auch zur allgemeinen Befriedigung ausfielen. Die Gebäude sind allerdings zum größten Teil nur armselige Lehm- bauten, wie man sie eben bei Neugründungen als Pro-

visorium herzustellen pflegt, sollen jedoch in absehbarer Zeit durch solide Stein- und Ziegelbauten ersetzt werden. Ueberall auf der Station war noch das von allen Himmelsgegenden zusammengeströmte Volk zugegen. Sobald irgendwo der „Morena“ an ihnen vorüberkam, knieten sie nieder und baten um den hl. Segen, den der hochw. Herr auch mit vieler Liebe und natürlicher Herablassung erteilte. Sogar den Kindern, welche die Mütter auf dem Rücken trugen, machte er ein Kreuzchen auf die Stirne, wodurch er sich die Herzen der beglückten Eltern im Sturme eroberte. Gegen Abend traf aus dem im Basutolande gelegenen St. Gabriel, das etwa zehn Reistunden von Mariazell entfernt ist, Rev. P. Derriennio O. M. J. ein. Er ist ein ehemaliger Mitschüler von Mgr. Delalle, und beide, die sich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatten, freuten sich nun herzlich über das unerwartete Wiedersehen. Im ganzen waren, da inzwischen auch die Missionäre von Gadenberg und M. Linden herbeigekommen waren, acht Priester um den geliebten Oberhirten versammelt, gewiß eine Seltenheit in einem von der großen Heerstraße so weit abgelegenen Missionsbezirke. Etwas Regen, der sich gegen Abend einstellte, ließ uns schon für die Feier des kommenden Tages fürchten, doch siehe, am nächsten Morgen war mit Sonnenaufgang das denkbar schönste Wetter, und wiederum kamen die Schwarzen, Christen, Heiden und Katechumenen, in Scharen herbei. Der Beginn der kirchlichen Feier war auf 9 Uhr festgesetzt worden. P. Rektor, begleitet von einem Assistenten-Priester, einem Diakon und Subdiakon holte den hochw. Bischof, der seinerseits ebenfalls zwei Ehren-Diakone hatte, von seiner Wohnung in feierlicher Prozession ab und hielt sodann das levitierte Hochamt, wozu der Bischof von seinem Throne aus bewohnte. Für eine solch' außerordentliche Feier war der Raum in dem bescheidenen Kirchlein allerdings etwas beschränkt, doch die kundige Leitung des Zeremonienmeisters (Rev. P. Canisius) half über alle Schwierigkeiten hinweg. Auch die kleinen schwarzen Sänger machten ihre Sache wieder ganz prächtig, ob schon sie bei dem Reize der vielen schönen Zeremonien ihre Augen mehr beim Altar, als im Buche hatten. Nach dem Hochamt war Firmung. Zuvor jedoch hielt der hochw. Herr Bischof eine begeisterte Ansprache, schilderte die großen Gnaden dieses hl. Sakramentes und ermunterte alle zur Ausdauer und Standhaftigkeit im hl. Glauben. Es waren Worte voll väterlicher Liebe, die er zu seinen teuren Kindern sprach. Dabei unterließ er es aber nicht, mit apostolischem Freimut auch manche Unsitte zu rügen, die sich da und dort als Rest des alten heidnischen Aberglaubens noch geltend machen wollte. Der Bischof sprach englisch, das natürlich nur von den wenigsten verstanden wurde. P. Kotter versäumte daher nicht, die Rede sofort in Sesuto zu übersetzen, was ihm nachher den speziellen Dank eines alten Weibchens eintrug. „Ach Vater,“ sagte sie, „wie froh war ich doch, als du uns alles in unserer Sprache so schön wiederholtest, was der große Morena mit seiner hohen Mütze und dem goldenen Stab in so feierlichem Ernst zu uns sprach.“ Die Ausspendung des hl. Sakramentes selbst vollzog sich in schönster Ordnung. Die Zahl der Firmlinge betrug, wenn ich nicht irre, gegen 180, und waren dabei alle Altersstufen vom 12jährigen Schulknaben bis zum hochbetagten Greise vertreten. Alle zeigten einen großen religiösen Ernst,

nur vor dem „Backenstreich“ schienen sich einige der Jüngeren zu fürchten, wenigsten wollten sie gleich nach Salbung der Stirne hinweggehen.

Inzwischen war es Mittag geworden. Für den Tisch hatten die schwarzen Neudriften selbst gesorgt; sie hatten nämlich für all die vielen, geladenen und ungeladenen Gäste Ziegen, Schafe, Truthühner und sogar einen Ochsen herbeigeschafft. Natürlich fehlte es auch nicht am nötigen Lithing, dem Nationalgetränk der Basutos. Es ging übrigens alles recht ruhig und wohlgeordnet her. Auch eine Menge Protestanten, die ihrerseits wieder den verschiedensten Sekten angehörten, hatten sich eingefunden und sprachen voll Bewunderung von der Schönheit und erhebenden Pracht des katholischen Gottesdienstes, mit dem sich der ibrige bei weitem nicht messen könne. Bei solchen Anlässen fühlen sich immer viele zur alten Mutterkirche hingezogen. Im Laufe des Nachmittags traf noch ein verspäteter Gast ein, es war der alte, in ganz Afrika berühmte Chief u Mhlonhlo. Er hatte zwei Tage reisen bis Mariazell und dennoch war er trotz seines Alters hierher gekommen, um in einer wichtigen Angelegenheit persönlich mit dem Bischof zu reden. Sein einziges Verlangen nämlich ist, in seinem Distrikt eine katholische Missionsstation zu bekommen. Schon oft und oft hatte er darum gebeten. Heute wurde ihm endlich die Bitte gewährt. Bei erster Gelegenheit wollen die Trappisten mit Zustimmung des hochw. Herrn Bischofs eine Mission daselbst beginnen. Wer war nun glücklicher als der alte Chief! Mit Freuden gab er das Versprechen, alle seine Leute zum katholischen Glauben anhalten und selber mit einem guten Beispiel vorangehen zu wollen.

Nach dem Abendessen, als es schon dunkel geworden war, erschien vor dem Zimmer des hohen Gastes noch ein kleiner Fackelzug. Singend und tanzend kamen die munteren Jungen mit ihren buntfarbenen, meist selbst verfertigten Lampons daher und führten damit die verschiedensten Spiele und Reigen aus, was sich im Dunkel der Nacht ganz prächtig machte. Dazwischen wurde gesungen, gespielt, geturnt und getanzt. Die Knaben veranstalteten Kriegs- und Fechtspiele, mitten hinein fielen vereinzelte Schüsse; ein Teil der losen Jungen fiel sofort maustot zu Boden, um ein paar Augenblicke darauf jauchzend wieder aufzuspringen und sich neuerdings am Kampfe zu beteiligen. Bischof Delalle hatte seine helle Freude an den muntren Burischen; einzelne, die ihre Sache besonders gut machten, wurden von ihm mit kleinen Geschenken, wie Medaillen usw. ausgezeichnet. Vielen Anklang fand auch das „Froschlied“; die Mädchen sangen dabei im höchsten Sopran, die Knaben antworteten mit urkräftigem Quad-Quad. Endlich zog sich mit den feierlichen Klängen des Ave-Maria alles zur stillen Ruhe zurück. Am nächsten Morgen reiste der hochwürdigste Herr Bischof wieder ab, begleitet von den Gebeten und Segenswünschen seiner schwarzen Kinder, deren Herzen er durch seine Leutseligkeit und väterliche Herablassung für immer gewonnen. Uns allen aber wird dieser erste Besuch eines katholischen Bischofs in Mariazell und die damit verbundene religiöse Feier unvergesslich bleiben für immer.

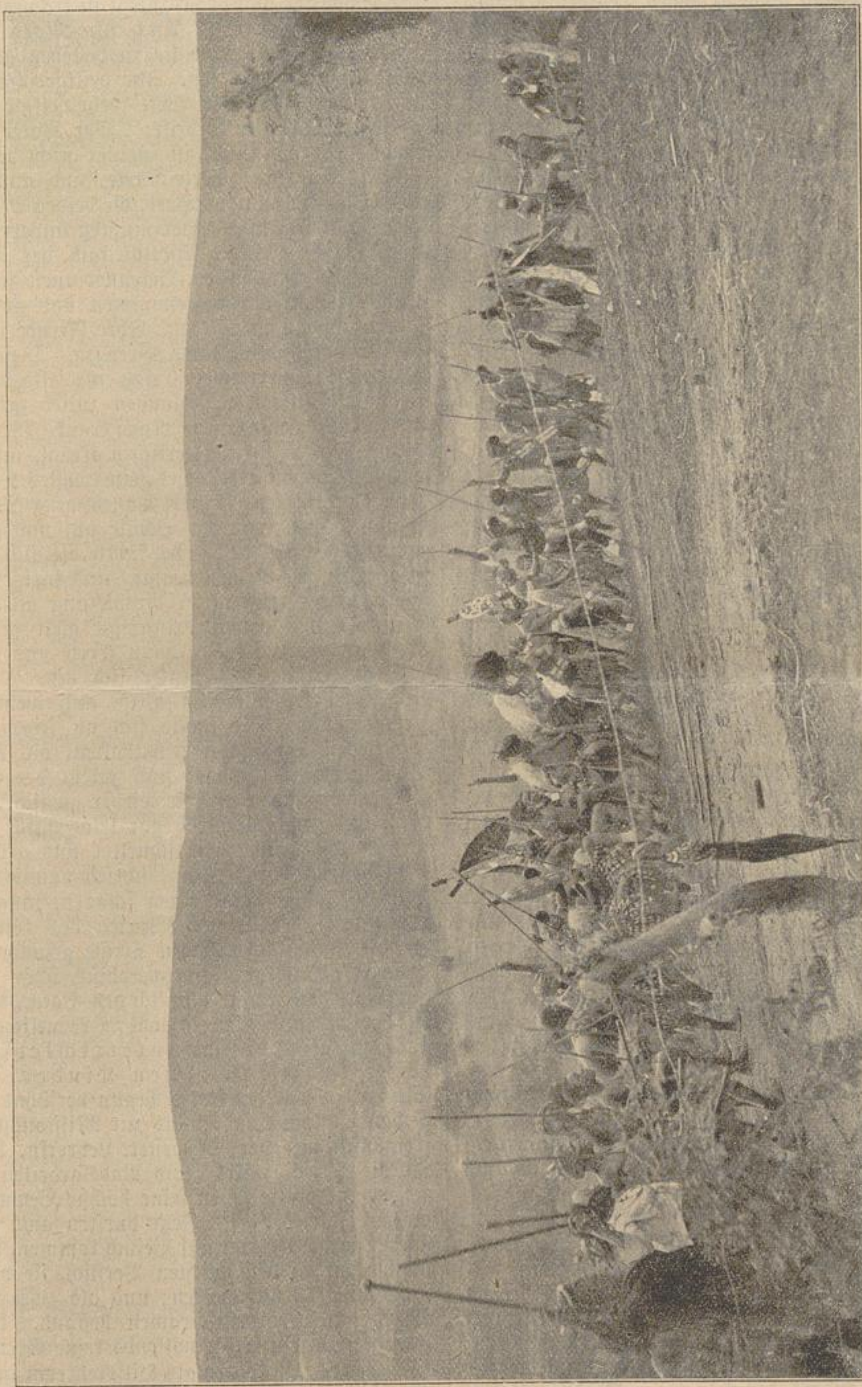
In Treue fest.

Von Schw. Engelberta.

Czenstochau. — William, ein schwarzer protestantischer Lehrer, brachte eines Tages — es war

im Jahre 1892 — alle seine Kinder in die hiesige Missionschule. Leider war seine Absicht keine reine. Er hatte sich nämlich mit dem Vorstande und andern hervorragenden Mitglieder seiner wesleyanischen Sekte

seine Knaben gesinnt. Sie waren stolz und aufgeklärt und sahen als Pastorenöhne mit Verachtung auf ihre Mitschüler herab. Das frühe Aufstehen, viele Beten und strenge Arbeiten, das sie auf der Missionsstation



Kaffirischer Tanz.

verfeindet und schickte nun ihnen zum Trost seine Kinder in die katholische Schule. Vom einem Uebertritt zur katholischen Kirche wollte er aber weder für sich noch für seine Kinder etwas wissen; er war und blieb Protestant. Wehnlich wie der Vater, waren auch

vorhanden, behagte ihnen wenig, weshalb sie auch bald wieder zum Vater zurückkehrten. Besser waren die Mädchen; namentlich das älteste derselben, die etwa 14 jährige Mary, zeigte großen Ernst, lernte mit vielem Fleiß den Katechismus und war bald ganz

und gar katholisch gesinnt. So verging beinahe ein volles Jahr, da kam plötzlich William mit seinem Bruder Josua und verlangte ungestüm die Herausgabe seiner Mädchen. Sie lernten hier bloß beten, singen und arbeiten, sagte er, er aber wolle, daß seine Söhne Prediger und seine Mädchen Lehrerinnen würden, um über das übrige Volk herrschen zu können. Es gab einen ziemlich heftigen Austritt, dem später noch unzählige ähnlicher Art folgen sollten. Emma fiel sogleich ab und ging mit dem Vater. Mary, Fanny und Helena blieben fest und ließen sich um keinen Preis zur Rückkehr in die protestantische Schule bewegen. Ebenso mutig und entschieden zeigten sie sich, als der Vater ein zweites und drittes Mal wiederkehrte. Das viertemal gelang es William, die 13jährige Helena gewaltiam mitzuschleppen, doch war es ihm namentlich um Mary, das beste und talentierteste aller seiner Kinder, zu tun. Doch gerade sie war am wenigsten zur Rückkehr bereit. Er ging neuerdings zur Missionsstation und begann diesmal zu weinen und zu jammern wie ein Kind. Das schnitt den guten Kindern tief ins Herz; sie hatten in ihrem ganzen Leben den Vater noch niemals weinen sehen. Fanny erlag diesem Sturm; sie ging hinaus, legte beschwichtigend ihren Arm in den des Vaters und sprach: „Weine nicht, Vater, ich gehe mit dir!“ Mary zitterte bei diesem Austritt am ganzen Leib; gewaltig hämmerte und pochte es in ihrem jugendlichen Herzen, denn auch sie liebte ihren Vater, sowie Heimat und Geschwister sehr, doch höher noch stand ihr der katholische Glauben, den sie längst als den einzig wahren erkannt hatte. „O Schwester“, rief sie der scheidenden Fanny nach, „was hast du getan! Was nützt dir die Liebe des Vaters, wenn du darob deine unsterbliche Seele verlierst?“ Kaum 14 Tage später kehrte Fanny reumütig zurück. Weinend warf sie sich um den Hals ihrer Schwester und bekannte: „Mary, ich bin nicht so brav wie du; aber von jetzt an bleibe ich für immer hier; wir wollen zusammen katholisch werden!“ Eine zeitlang trat nun Ruhe ein, dann aber ging der Sturm von neuem los, denn William wandte sich jetzt an die weltliche Behörde. Sowohl Mary wie unser P. Missionär mußten vor Gericht erscheinen. Als nun aber hier das Mädchen erklärte, es sei ihr freier Wille, in der Missionschule zu bleiben, und niemand zwingen sie, katholisch zu werden, sprach sich der Magistrat zu ihren Gunsten aus und verbot dem Vater, sie mit Gewalt heimzuholen. Man hätte denken sollen, damit habe die Sache definitiv ihren Abschluß gefunden, doch dem war keineswegs so. Nachdem die Männer ihr Spiel verloren sahen, setzten die Weiber ein. Kommt da eines Tages eine förmliche Prozession protestantischer Frauen und Mädchen nach Czenstochau gezogen. Alle sind in Schwarz, die Farbe des Todes, gekleidet und beginnen nun, vor dem Schullokal sitzend, eine Trauerklage, welche den Klageweibern der Juden alle Ehre gemacht hätten. Esther, Judith, Sara, Rejane, und wie sie alle hießen, beweinten die verlorenen Töchter ihres Glaubens. Das Ganze trug den Stempel der Heuchelei so offenkundig an der Stirne, daß es auf Mary und Fanny nicht den geringsten Eindruck machte. Doch, es sollte anders kommen. Die Mädchen sahen unter den weinenden Frauen und Kindern auch ihre Mutter, und deren Schmerz war aufrichtig und ungekünstelt. Ihre Tränen taten den zarten Kinderherzen bitter weh. Als sie aber gar anfing, in milden, wehmütigen Worten die Kinder zu bitten und zu beschwören,

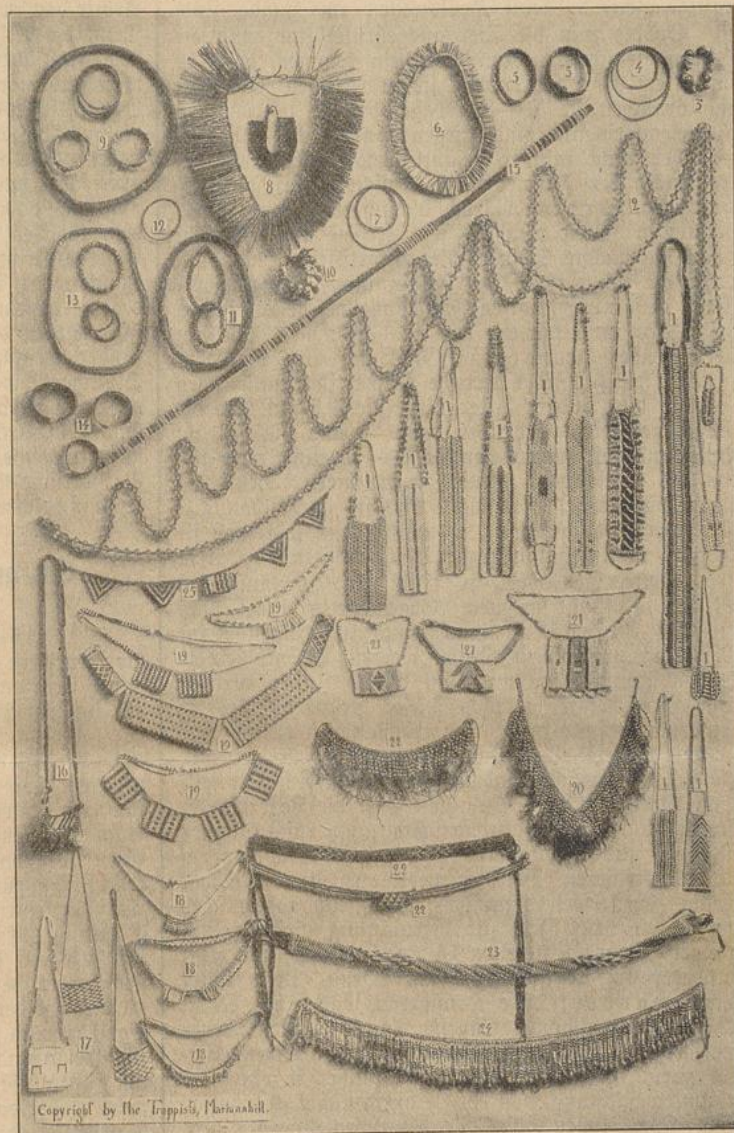
Mitleid zu haben mit ihr, der armen trostlosen Mutter, und endlich heimzukehren, weil sie sonst die heimatische Schwelle nicht mehr überschreiten dürften und der Vater sie verfluchen und immer von sich stoßen würde, da lehnte Fanny zitternd ihr Köpfchen an die Schulter der Schwester und brach zuletzt in krampfhaftes Weinen und Schluchzen aus. Auch für Mary war dies die schwerste Prüfung, die sie zu bestehen hatte. Doch sie blieb auch diesmal fest. Ihr heiliger Glaube war ihr um keinen Preis der Welt mehr feil, denn sie dachte an das Wort der Schrift: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Matth. 10, 37. An ihrer Seelenstärke fand auch die jüngere Schwester den nötigen Halt; die beiden Mädchen blieben hier, und die Klageweiber mußten unverrichteter Dinge nach Hause ziehen. Endlich kam der Tag, an dem die beiden standhaften Bekennerinnen feierlich in die katholische Kirche aufgenommen und zum Tische des Herrn zugelassen wurden. Ihre Freude und ihr Jubel kannte buchstäblich keine Grenzen. Dieser eine Tag war ihnen überreicher Ersatz für alle die Opfer, die sie bisher ihrem hl. Glauben zuliebe gebracht hatten.

Bald darauf wurde Mary krank. Die Kunde davon drang bis zu ihrem ertelichen Knaal, und neuerdings versuchte der Vater, dieses sein liebstes Kind zur Rückkehr zu bewegen. Eines Tages ging Mary als Konvaleszentin vor der Schule auf und ab. Niemand war in der Nähe, — da fühlte sie sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umfaßt und fortgeschleppt! Der greise Vater trug unter Ausbietung all seiner Kräfte seine Tochter davon. Anfangs hielt er sie wie ein Kind in beiden Armen, dann zerrte und schleifte er sie wie ein Stück Holz hinter sich her. Das bedrängte Mädchen rief laut um Hilfe und wehrte sich aus Leibeskraft. Sie suchte sich an jedem Grasbüschel und jedem Steinblock festzuhalten, bis endlich einige Schwestern und Kinder und zuletzt der P. Missionar selbst herbeikamen und sie wieder an sich rissen. Sollte denn das arme Mädchen gar keine Ruhe mehr bekommen? Doch, und zwar schneller und gründlicher, als man gedacht hatte. Mary schrieb nämlich nach diesem Vorfall ihrem Vater einen schönen, langen Brief, in dem sie in begeisterten Worten das Glück schilderte, das sie in der katholischen Kirche gefunden habe. Das geistreiche und auch kalligraphisch schön ausgestattete Schreiben überzeugte plötzlich den Vater, daß sein Kind in der Missionschule etwas Ordentliches gelernt habe, ja daß es besser unterrichtet sei als alle seine protestantischen Kinder. Von dieser Stunde an war der stolze Mann versöhnt. Völlig umgewandelt kam er abermals zur Missionsstation, sprach freundlich mit der Schwester Lehrerin, ließ sich von ihr die feinen Häkel- und Nadelarbeiten der Kinder zeigen und zollte ihnen seine höchste Bewunderung und vollste Zufriedenheit. Jetzt durften auch seine Kinder wieder in die Heimat auf Besuch kommen, und niemand machte fortan den leisesten Versuch, sie von der Missionschule zurückzuhalten; und als zwei Jahre später Mary ihr Lehrerin-Examen bestand, kannte seine Freude und sein Stolz vollends keine Grenzen mehr.

Seitdem ist Mary als Hilfslehrerin in der hiesigen Mädchenschule tätig. Zeitweilige Krankheitsfälle hindern sie zwar manchmal an der Erfüllung ihres Berufes, doch jedesmal nimmt sie, sobald sie nur kann, die gewohnten Arbeiten wieder auf. Sie ist eben eine fromme, starkmütige Seele, voll Pflichttreue und Opfersinn. Ihr Grundsatz ist: „In Treue fest!“

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Likiti, ein Schmuck, der in dieser Form von den Bacakassern getragen wird und der anderswo ulimi genannt wird. Diese länglichen Perlschleiere werden in größeren Mustern von Burschen und Mädchen um den Hals, an der Brust herabhängend, getragen. Die kleinen Muster werden von Kindern getragen.
2. Amapholo, Kette von biden Glasperlen, welche von Mädchen um den Hals oder um die Fußgelenke gewickelt wird.
3. Isipanga, Armband aus Schneefingerringen; wird von Männern getragen.
4. Ubusenge, Drahtringe mit kleinen Messingringen verziert, werden von Burschen und Mädchen um Arme und Beine getragen.
5. Isipandhla, breite Grasarmbänder, von kleinen Burschen und Mädchen getragen.
6. Uqondo, Halsband aus Gras, von kleinen Burschen und Mädchen getragen.
7. Inkasa, mit Messingdraht ähnlich wie Gitarrensaiten umwickelte Schnüre werden von Burschen und Mädchen um Arme und Beine getragen.
8. Isiqu sotsbani, große Ringe aus Gras, und Isiqu somtomboli, kleine Ringe aus wohlriechenden Holzstäbchen. Erstere werden von Knaben und Mädchen um den Hals, letztere von Männern um die Handgelenke getragen.
9. Umbijo, große und kleine Ringe aus gedrehten Grasschnüren; werden von kleinen Knaben und Mädchen um den Hals getragen.
10. Isipanga sesimbota, Armband aus Muscheln, wird nur von Männern getragen.
11. u. 13. Umpulu, bide Ringe aus Gras oder Draht, werden von kleinen Burschen und Mädchen um Hals und Handgelenke getragen.
12. Ingema, Armband aus einem Grassengel von besonderer Grasart gedreht; von kleinen Buben und Mädchen getragen.
14. Amasongo, Metallringe verschiedener Form, werden von Burschen und Mädchen um Handgelenke getragen.
15. Induku yokusina, ein mit Perlen verzierter Tanzstock; wird von Burschen und Mädchen beim Tanz nach dem Takt des Gesanges und Tanzes geschwungen und gestochen.
16. Isigamsu, Perlschmuck, der wie eine Schärpe von Burschen und Mädchen getragen wird.
17. Umasikike, ein Perlschmuck, der von Burschen und Mädchen auf einem Ohr herabhängend auf dem Kopf getragen wird.
18. Wie 17, eine andere Form.
19. Amageageana, an einer Perlschnur befestigte Perlvierecke, deren Zahl von zwei bis fünf schwankt. Die kleineren werden von Kindern, die größeren von Burschen und Mädchen getragen.
20. Umgesco uesangoma, Halsband aus Perlen und zähem Gras; wird von Wahrsagerinnen getragen.
21. Isibebane, Perlvierecke, die an einer Perlschnur am Halse herabhängend getragen werden; die Muster sind mannigfaltig.
22. Umqwazi, Perlhänder von verschiedener Form, die von Bräuten aus Ehrfurcht vor dem Manne bis zur Geburt des ersten Kindes über der Stirn getragen werden.
23. Isibamba, Gürtel für Burschen und Mädchen; die Muster sind zahlreich.
24. Umutha, eine der vielen Arten von Bedeckungen für Mädchen.
25. Impangele, Halsperlschmuck, aus Perlvierecken bestehend, von Burschen und Mädchen getragen.



Die Wander-Heuschrecke.

Von Dr. Eiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Seit dem Jahre 1894 ist die Heuschreckenplage in Natal ständig geworden. Fremd war sie hier auch früher nicht; vom Jahre 1848—1854 flogen wiederholt einzelne Schwärme durch Natal und Zululand, verschwanden dann aber wieder ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren. Seit dem Jahre 1894 aber sind sie wirklich fürs ganze Land eine ständige

Plage geworden. Während der Monate Oktober und November, wenn also hierzuland der Frühling beginnt, die ersten Regen kommen und alles zu keimen und zu wachsen beginnt, legen sie fast regelmäßig den Küstenstrichen entlang ihre Eier. Am liebsten wählen sie dabei weichen Grasboden oder ein mit etwas Gras überwachsenes Ackerland; auch geben sie, falls sie sich an einem Hügel niederlassen, stets der Sonnenseite den Vorzug. Eine weibliche Heuschrecke legt durchschnittlich 50—60 Eier in ein zirkel 4 Zoll tiefes Loch und läßt

sie dann von der Sonne ausbrüten. Nach dem Eierlegen sterben die Alten schnell hinweg, und es ist dies die einzige Zeit, da keine Heuschrecken im Lande sind.

Sobald nun die Eier ausgebrütet sind, und die jungen Heuschrecken zum Vorschein kommen, heißt es mit allem Eifer darangehen, sie zu vertilgen. Gewöhnlich brauchen sie 70—80 Tage, bis sie vollkommen ausgewachsen sind und fliegen können, deshalb sind sie aber nicht minder gefährlich wie die alten; im Gegenteil, der Farmer fürchtet nicht so fast die fliegenden Heuschreckenschwärme, die sich noch immer etwas vertreiben lassen und die jetzt fressen und vielleicht schon die nächste Stunde wieder fortfliegen, als vielmehr die junge Brut, die sogenannten „Fußgänger“. Denn diese nimmerfatten Fresser bleiben beständig auf der Farm und wirken, wo sie hinkommen, wie ein verheerendes Feuer. Zum Glück hat auch die Heuschrecke, wie fast jedes lebende Wesen, ihre natürlichen Feinde; dies sind in erster Linie die Vögel. Wo die Vögel zahlreich vorhanden sind — und dies ist im Buschland fast immer der Fall — braucht man sich um die Heuschrecken wenig zu kümmern. Denn bis ihnen die Flügel gewachsen, sind sie auch schon alle miteinander aufgefressen, es müßte denn sein, daß sie in ganz ungewöhnlich großer Zahl aufgetreten wären.

Fehlen die Vögel, so muß man zu künstlichen Mitteln Zuflucht nehmen. Gegenwärtig pflegt man meistens Arsenik in Anwendung zu bringen. Eine Mischung von einem Pfund weißen Arsenik, einem halben Pfund Soda und fünf Pfund Zucker wird in zehn Liter Wasser gekocht. Dieses Präparat wird im Anwendungsfall mit 90 Liter Wasser verdünnt und sodann mittels einer Pumpe auf das Gras gesprüht, wo sich die Heuschreckenbrut gerade aufhält. Der seltsame Geruch und die Süßigkeit zieht die Leckermäuler auf beträchtliche Entfernung mächtig an, rasch kommen sie herbei und fressen gierig das vergiftete Gras, worauf sie bald freipieren. Bei Regenwetter hat diese Methode wenig Zweck, weil dann das Gift gleich abgewaschen wird. Die beste Zeit zur Vernichtung dieser „Fußgänger“ ist, wenn sie etwa 14 Tage alt sind, und zwar entweder am Morgen oder am Abend. Denn unter Tags wandert diese Heuschrecke, daher ihr Name *Wander-Heuschrecke*. Tag für Tag legen diese „Nimmerfatten“ bei schönem Wetter eine gewisse Strecke Weges zurück, und zwar bleiben sie immer in einer bestimmten Richtung, von der sie durch nichts abzuhalten sind. Was ihnen dabei in den Weg kommt, wird zernagt und angefressen, nicht einmal die Baumrinde bleibt von ihnen verschont. Abends setzen sie sich dann so eng als möglich zusammen, sodaß an einem einzigen Grassalm oft 10 und 20 der kleinen Schelme sitzen. Hier bleiben sie, bis am nächsten Morgen die Sonne an Kraft gewinnt, dann brechen sie wieder auf und setzen ihr Zerstörungswerk ohne Unterbrechung bis zum späten Abend fort. Wehe dem Garten, der Wiese, dem Ackersfeld, das sie einem wilden Kriegsheere gleich überschwemmen! Werden sie auf einem frisch bepflanzten Felde ausgebrütet, so ist die Saat schon vernichtet, sobald man den Feind nur bemerkt. Unsere Mariannhiller Farm ist von den Heuschrecken ganz besonders bevorzugt. Fast kein Jahr vergeht, ohne daß wir die eine oder andere Brutstätte auf der Farm hätten. Heuer war die ganze weite Umgegend frei von dieser Plage, nur ein Teil unserer eigenen Farm war wieder dicht voll von den gefürchteten Fußgängern. Zentnerweise mußten wir Arsenik kaufen und in der

bekannten Mischung auf allen infizierten Plätzen ausgießen, um mit dieser Pest fertig zu werden. Welche Arbeit das ist, weiß nur jener, der es mitgemacht hat. Denn da heißt es unzählige Eimer voll Wasser aus dem Fluß über Stod und Stein, durch Röhricht, Buschwerk und mannshohes Gras, weite, weite Strecken steil bergauf schleppen. Ohne die Hilfe von Kaffernweibern, die im Wassertragen bekanntlich eine eigene Routine haben, würden wir damit gar nicht fertig werden; aber schon das bloße Präparieren der ätzenden Mischung und das Besprengen der infizierten Stellen mit dem scharfen Giftstoff, der die Ränder der Fingernägel auffrisst und ungemein peinlich auf Brust und Lunge wirkt, ist anstrengend genug. Bruder Servulus, der in diesem Punkt eine jahrelange Praxis hinter sich hat und deshalb speziell mit der Vernichtung junger Heuschrecken betraut wurde, könnte manches Stüdchen davon erzählen. Doch er unterzieht sich all diesen Strapazen mit Freuden in dem Bewußtsein, daß er dadurch von unsern Gärten und Feldern ein ganz immensen Schaden abwehrt. Möge uns in Walde die göttliche Vorsehung wieder ganz von der gefürchteten Heuschreckenplage befreien!

Ein gnadenreiches Muttergottesfest.

Von Schw. Corona.

Maris-Stella. — Das Fest Maria Lichtmess war heuer ein großer allgemeiner Freudentag für unsere ganze Missionsstation, denn am genannten Tag wurde ein junges Brantpaar getauft, traten 8 Protestanten zur katholischen Kirche über und wurden 9 Schulkinder und 11 Auswärtige zur ersten hl. Kommunion zugelassen. Wir können unsern Katechumenen und Erstkommunikanten wieder volles, ungeteiltes Lob spenden. Auch die Auswärtigen waren, obschon manche von ihnen einen Weg von ein paar Stunden zu machen hatten, recht fleißig zum christlichen Unterricht gekommen. Während der letzten Woche aber, die ausschließlich der Vorbereitung auf den „großen Tag“ gewidmet war, blieben alle auf der Station. Am Morgen wohnten sie gemeinsam der hl. Messe bei, im Laufe des Tages hielt ihnen der hochw. P. Missionär fünfmal geistliche Vorträge und Unterichte, — die Zwischenpausen waren mit Gebet und leichter Handarbeit ausgefüllt, — und am Abend fand gemeinschaftliche Rosenkranzandacht statt, wobei ein schönes, frisch und kräftig gesungenes Marienlied den würdigen Abschluß bildete. Maria-Lichtmess fiel heuer bekanntlich auf einen Sonntag, und da P. Rektor voraussah, daß des hohen Doppelfestes wegen außerordentlich viele Katechumenen und Neuchristen beim Gottesdienst sich einfinden würden, wurde die Zeit für die Hochmesse etwas später als gewöhnlich angesetzt. Trotzdem aber knieten unsere braven Tauslinge und Erstkommunikanten schon in früher Morgenstunde vor dem Tabernakel. Lange, lange verharrten sie dort in stillem, andächtigem Gebet und zogen sich sodann geräuschlos zurück. Gegen 9 Uhr vormittags wurden sie von den übrigen Schulkindern prozessionsweise in die Kirche geleitet. Wohl war das Fähndchen, das ihnen vorangetragen wurde, gar klein und unscheinbar, doch in den Augen der Schwarzen, die noch nie so etwas gesehen hatten, war alles „muhle kakula“, einzig-schön! Nach kurzer Ansprache wurden zuerst die Protestanten in die katholische Kirche aufgenommen, worauf von den Anwesenden ein urkräftiges „Großer Gott, wir loben dich“, — aber kaffrisch natürlich —

geungen wurde. Daran reihte sich das hl. Messopfer. Kurz vor der hl. Kommunion war für die Erstkommunikanten Erneuerung der hl. Taufgelübde. Die schöne Zeremonie machte auf alle Anwesenden — darunter waren, wie bemerkt, auch viele Katechumenen oder noch ganz heidnische Verwandte, — in Verbindung mit der schönen, kraftvollen Ansprache des P. Missionsnarrs einen mächtigen Eindruck. Recht erbauend und tief gesammelt nahen sich sodann die glücklichen Ausgewählten dem Tische des Herrn. Von einem schön geordneten, paarweisen Zutritt, wie es bei derartigen Festlichkeiten Brauch zu sein pflegt, mußten wir allerdings absehen, denn unser armes Notkirchlein war heute so gedrängt voll, daß die Kinder fast den Priester am Altare bei der hl. Handlung hinderten; und von den Erwachsenen noch viele außerhalb der Türe knieten. Nach der Feier wurde ein bescheidenes Frühstück verabreicht, doch die Beglückten getrauten sich kaum aufzuweichen, geschweige denn etwas zu nehmen, bis man ihnen zu verstehen gab, es sei nun hohe Zeit, — war doch die Mittagsstunde schon nahe — daß sie ein klein wenig auch an die leiblichen Bedürfnisse dächten. Im Laufe des Nachmittags war noch einmal Prozession und sodann sakramentaler Segen. Jetzt erst getrauten sich die Angehörigen zur Begrüßung zu nahen. Die guten Kinder und Neubefehrten fanden kaum Worte, ihr Glück, ihre Freude und ihren Seelenfrieden zu schildern. — Mögen die Früchte dieses großen Gnadenfestes dauernd sein für die ganze hiesige Missionsgemeinde!

Ein glücklich abgewendeter Ueberfall.

Bamania im Kongostaat. — Jüngst wäre es in Mpaku, einer Nebenstation von Bamania, das von dort aus auf dem Rückfluß in einer kleinen Tagereise erreicht werden kann, beinahe zu einem nächtlichen Ueberfall gekommen. Das kam so: Die Frau eines heidnischen Regers hatte sich zu den Schwestern nach Mpaku geflüchtet, um Christin zu werden. Schon bestand sie sich einige Monate dort, ohne daß ihr Mann oder ihre Verwandten sich gemeldet hätten. Da schlich sich eines Tages ein starker, mit einem langen Messer bewaffneter Mensch — ob er irgendwie mit der erwähnten Frau verwandt war, wissen wir nicht — in die Wohnungen ein, sie zu entführen. Die Schwestern jedoch, welche rechtzeitig davon Kunde erhalten, hatten das Weib versteckt, und somit sah der freche Eindringling nicht nur seinen Plan vereitelt, sondern wurde noch obendrein von den hochw. Patres hinter Schloß und Riegel gesetzt. Gegen Abend nun kamen einige seiner schwarzen Landsleute und baten gar bescheiden, mit dem Gästling ein paar Worte reden zu dürfen. Sie möchten doch gerne wissen, wie es ihm gehe. Die Bitte schien harmlos und wurde ihnen daher gerne gestattet. Sie aber machten im Nu den Mann frei und ergriffen eiligst mit ihm die Flucht. — Die Sache machte uns vielen Spaß, denn wir hatten gar nicht im Sinne gehabt, den Menschen lange hier zu behalten oder bei Gericht anzuzeigen; doch siehe, da ging plötzlich das Gerücht, die Mission sollte nächstlicher Weile überfallen werden! Kein Mensch wollte im Ernst daran glauben, bis eines Tages spät am Abend ein uns wohlgesinnter Häuptling in atemloser Hast daherkam und die Patres mahnte, auf der Hut zu sein, denn das ganze feindliche Dorf, mit dem Häuptling an der Spitze, sei schon im Anzug, uns nachts

zu überfallen und die ganze Mission zu zerstören. — Die Patres riefen nun schnell die christlichen Männer herbei, welchen sich auch noch verschiedene Katechumenen und treugesinnte Heiden mit Gewehren angeschlossen und rückten dem Feind entgegen. Unsere Kinder aber packten in Eile ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und flüchteten sich zu uns, in die Schwesternwohnung herüber. Wir selbst eilten mit den Kleinsten in die Kirche vor den Tabernakel und empfahlen uns dem Schutz der göttlichen Vorsehung. Uebrigens ging die Gefahr ebenso schnell vorüber, als sie gekommen war. Die Feinde hatten geglaubt, uns ahnungslos und gänzlich unvorbereitet überfallen zu können, als sie sich aber im Walde dicht vor Mpaku plötzlich beherzten Männern gegenüberfanden und mit einigen Schüssen empfangen wurden, nahmen sie eiligst Reißaus. Einige von ihnen wurden dennoch glücklich erwischt und sollen nun allen Ernstes zum warnenden Beispiel für andere dem Gericht überliefert werden. Seitdem ist alles wieder in Frieden.

Eine Schlange eine halbe Stunde auf dem Kopf getragen.

St. Peter. — Einst gingen unsere Schulmädchen Holz sammeln. Um schnell recht große Bündel beisammen zu haben, nahmen sie mit Vorliebe halbverfaulte Zweige und Baumäste. Nach Negerstille wird die Last auf dem Kopf getragen, und es ist zum Erstaunen, welche kolossale Bürden die schwarzen Frauen und Mädchen oft stundenweit zu tragen vermögen. Auch unsere Mädchen gingen also mit ihren Bündeln nach Hause, ohne zu ahnen, daß eines von ihnen den „T o d“ auf dem Kopfe trage. Erst als sie zu Hause angingen, ihre Lasten aufzubinden und zu eigentlichem Brennholz zu verkleinern, wand sich aus einem der großen, morschen Äste — eine gefährliche Schlange heraus! Doch die wackeren Mädchen kannten keine Furcht; mutig eilten alle herbei, und bald war das giftige Reptil durch ein paar kräftige, wohlgezielte Hiebe getötet. Ein eigentümliches Gefühl überjählich nun aber die fast wunderbar gerettete Trägerin doch bei dem Gedanken, daß sie eine halbe Stunde lang, ohne es zu ahnen, in augenscheinlicher Lebensgefahr gewesen war.

Eine Taufe im Königskraal.

Von Br. Maximilian, O. C. R.

Mariathal. — Am Sonntag Septuagesima lid. Js. wurde der Chief Butaza in seinem, etwa zwei Wegstunden von unserer Missionsstation entfernten Kraal getauft. P. Rektor hatte die Güte, mich an der seltenen Feierlichkeit teilnehmen zu lassen. Zuerst war in Mariathal selbst Predigt und Hochmesse; kurz darauf bestiegen wir die schon bereit stehenden Pferde, und nun ging es in gestrecktem Galopp dem Lufasa-Tale zu. Bald bogen wir in einen schmalen Fußpfad ein und passierten nun eine prächtige Hochebene mit schönem Weideland, woselbst Pferde, Rinder und Schafe, frei und ohne Hirten sich ihr Futter suchten. Es war ein schöner, sonniger Tag, und vom Indischen Ozean her wehte uns eine frische, wohlthuende Brise entgegen. Als Neuling im Missionswerk hatte ich natürlich über Land und Leute eine Menge Fragen zu stellen, die mir auch P. Rektor mit großer Geduld beantwortete. So kamen wir rasch unserem Ziele näher, und bald winkten uns von ferne eine auf einem Baum befestigte

Flagge sowie die zahlreichen Hütten des Königskraales entgegen. Doch mit der schönen Landschaft war es nun aus, denn vor uns lag ein förmliches Labyrinth von Bergen, Tälern und Schluchten. Uebrigens ist das in Südafrika fast überall so, das schöne, für Vieh- und Landwirtschaft wohl geeignete Land haben die Weißen okkupiert, der Rest blieb den Schwarzen als sogenannte Lokation. Uebrigens wählt der Kaffer selbst mit einer gewissen Vorliebe sein Heim in solch' abgelegenen Bergwinkeln. Sei das Land noch so rau und gebirgig, die wenigen Ziegen, die er hält, finden immer noch darauf ihr Futter, und er selbst versteht es am steilsten Bergabhang und in der entlegensten Schlucht, wo kein Weißer mit seinem Pflug etwas machen kann, ein kleines Gartenfeld sich anzulegen, das ihm den nötigen Unterhalt sichert. Nachdem wir noch eine hohe Bergspitze unritten hatten, ging es steil abwärts in eine schaudervolle Tiefe hinab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Zügel nachführen. Nur Tiere, welche an solche Touren gewöhnt sind, lassen sich an solch' abschüssigen Stellen, wo ein kolossaler Steinblock neben dem andern liegt, noch weiterbringen. Endlich waren wir unten, stiegen auf und passierten den Fluß. Am anderen Ufer aber kamen uns schon jubelnd die Mariathaler Schulkinder entgegen, die uns unter der Aufsicht ihrer Lehrerinnen hieher vorausgeleitet waren, und begrüßten stürmisch ihren geliebten Vater und Missionär. Bald nahte in Begleitung unseres schwarzen Katecheten der Chief selbst. Ehrfurchtsvoll entbot er dem Priester, der ihn heute zum Kinde Gottes machen sollte, seinen Gruß. Der gute Mann mochte schon gegen 70 Jahre zählen; Bart und Haupthaar waren grau und sein ganzes Auftreten verriet eine höhere Bildung. Er hatte seinerzeit in Kapstadt die Schule besucht, war ziemlich belesen in der hl. Schrift, zumal im alten Testament, und bekundete nun eine kindliche Treue und Anhänglichkeit an den katholischen Missionär. Als Taufpatron wählte er sich den hl. Balthasar, einen aus der Zahl der hl. drei Könige. Die schöne Feier fand im Freien statt. In der Nähe des Kraales standen nämlich vier mächtige Pfirsichbäume, darüber wölbte sich der schöne blaue Himmel und der üppige Grasschub dazwischen bildete den denkbar schönsten Teppich. Vor dem Taufakt mußte jedoch eine Heiratsangelegenheit geordnet werden. Der Chief war nämlich dreimal verheiratet gewesen; seine erste Frau war tot, und von den beiden noch lebenden wählte er nun, vom Paulinischen Privileg Gebrauch machend, die jüngere zur Gattin aus und erneuerte hier vor dem Priester und den anwesenden Zeugen den Konsens. Nun begann die Tauffeierlichkeit selbst. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns alle, als der hochbetagte Taufpater auf alle Fragen des Priesters gar laut und deutlich antwortete und dabei seine Worte nicht selten mit energischen Gebärden und Aktionen bekräftigte. Endlich floss das heilbringende Wasser der hl. Taufe über sein graues Haupt, das Reich Gottes auf Erden hatte abermals ein Kind der Gnade, und der Himmel einen neuen Erben bekommen. Alles wäre so schön und friedlich abgelaufen, hätte nicht das heidnische Weibervolk einen leidigen Streit angefangen. Sie warfen nämlich die Frage auf, wo der Chief im Todesfall beerdigt werden sollte, ob auf dem katholischen Friedhof in Mariathal oder in der Sibaya (im Ochsenstall) des heimathlichen Kraals. Namentlich tat sich dabei ein altes, buckeliges Weiblein durch ihre Zungen-

fertigkeit hervor. Alle Bemühungen, sie zur Vernunft zu bringen, waren vergebens, so daß wir uns zuletzt, um von den keifenden Weibern loszukommen, in den Kraal zurückzogen. Uebrigens bekam ich da, nachdem ich mühsam auf allen Vieren durch das Schlupfloch gekrochen war, zum erstenmal das Innere eines heidnischen Kraals zu sehen. Unsere Christen in Mariathal bewohnen allerdings zum Teil auch noch kraalförmige Hütten, doch sind sie alle mit Türen und Fenstern versehen. Viel zu bewundern gab es da allerdings nicht. Einige schwarzbraune ausgehöhlte Kürbisse, die als Flaschen, Krüge und sonstige Behälter dienten, nebst ein paar Strohmatten und einem kleinen Holzschemel, der dem Kraaleigentümer den Dienst eines Kopfkissens versehen muß, war die ganze Einrichtung. Zu guter Letzt bemerkten wir im Hintergrund eine rot-schichtige Ziege, die ebenfalls hier Unterschlupf und Gasse freundschaft genos. In Ermangelung von Stühlen und Bänken nahmen wir alle auf dem nackten Boden Platz und die Schwestern suchten aus ihren Körbchen eigens für diesen Tag hergestelltes Nachwerk nebst sonstigen Maritäten hervor und breiteten sie auf einer Matte aus. Dem Chief waren dies nie oder wenigstens nur selten verkostete Leckerbissen, dennoch sagte er zum Schluß: „Diese Sachen sind alle gut und schön, viel schöner aber ist doch die Taufschuld, die ich nun im Herzen trage!“ Fürwahr, ein schönes Wort im Munde eines neubekehrten Schwarzen. Gegen 3 Uhr nachmittags brachen wir wieder auf. Als ich dem Glücklichen die Rechte zum Abschied bot, ergriff er sie mit beiden Händen und bezeugte noch einmal mit vielen berebten Worten, welch ein Glück ihm heut zu teil geworden. Leider konnte ich, da ich der kaffrischen Sprache noch nicht völlig mächtig bin, die schwungvolle Rede nur zum Teil verstehen, doch mehr als seine Worte besagte mir sein leuchtendes Auge und der seltsame Herzensfriede, der sich aus seinem ganzen Neuheim widerspiegelte. Möge das gute Beispiel, das dieser treffliche Chief hier im Heidenlande gibt, von den jegsreichsten Folgen begleitet sein bei all seinen Untergebenen. Das walle Gott!

Die Magd mit dem einen Ohr.

Nur nicht die Geduld verlieren, Gretchen! Zeitlich eingefädelt, obs Böhlein auch klein und der Faden gar grob erscheint. Wenn du eingefädelt hast, will ich dir die Geschichte erzählen, die mir die Großmutter erzählt hat und die ich nimmer vergessen werde. So ist's recht! Und nun die Geschichte:

In einem stillen Tal standen zwei Häuser nebeneinander. In dem einen wohnte Frau Fröhlich und in dem anderen wohnte Frau Sauertopf, und beide machten ihrem Namen Ehre. Bei der Frau Fröhlich war Tisch und Stuhl, Schrank und Fenster blank und aus den Augen des Mannes schaute die Zufriedenheit und aus den Augen der Kinder ein frisches, fröhliches Wesen heraus. Vor der Tür der Frau Sauertopf saß ein Wandersmann, der hatte sich auf dem Rasen im Sonnenschein niedergelassen und stützte seine Schuhe, die auf der Wanderschaft zerissen waren. Die Hausfrau trat vor die Tür und sah ihm eine Weile zu und weil er sie gar so treuherzig ansah, drum beschloß sie, ihm ihr Herz auszusüßten und erzählte ihm, wie die Leute drüben im Hause so gar zufrieden und glücklich und sie hier haben immer unzufrieden und unglücklich seien. Und sie fragte, ob

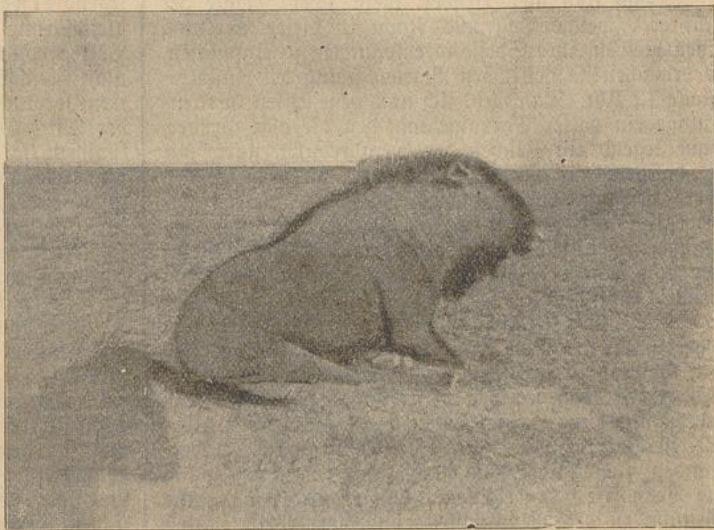
er ihr nicht einen guten Rat geben könne, wie es besser werde; sie wollte ihm dafür auch einen Napf frischer Milch schenken. „Deine Milch mag ich nicht“, antwortete er, „denn deine Töpfe sind so schmutzig, daß ich daraus nicht trinken kann, aber helfen will ich dir, wenn du mir versprichst, daß du deine Töpfe besser scheuern willst.“

— „Das will ich gerne tun“, sagte sie, „sage mir nur, wann du wiederkommen wirst.“ — „Heute über acht Tage“, sagte er, und damit ging er weiter.

Die Frau aber machte sich über ihre Töpfe, und weil sie einmal im Zuge war, ging's auch gleich über die Küche her; und als ihr Mann heimkehrte, da war die messingene Kaffeekanne blank, und dem Hans leuchtete der Widerschein ordentlich aus den Augen. So ging's nun weiter in den nächsten Tagen. Dann kam der Wandersmann wieder, stand stille vor dem Hause, und als die Frau heraustrat, blinzelte er hinüber zu ihren Fenstern und sagte: „Ei, du hast wohl neue Scheiben einsetzen lassen?“ — „Nein“, antwortete sie, „ich habe sie nur gepußt. Aber nun sage mir, was du mir versprochen hast.“ — „Recht gern“, erwiderte er. „Ich sehe, daß du selbst schon einen guten Anfang gemacht hast, daß bald alles anders wird; aber eine Helferin, die deine Nachbarin drüben bei ihrer Arbeit hat, fehlt dir noch, das ist die Magd mit dem einen Ohr.“ — „Wie“, sagte die Frau, „die Frau Fröhlich sollte eine Magd haben und gar eine mit einem Ohr? Na, da muß ich lachen.“ — „Gewiß“, sagte der Mann. „Und damit du siehst, daß ich es gut mit dir meine, habe ich dir auch eine solche Magd mitgebracht.“ — Mit diesen Worten zog er ein Büchlein aus der Tasche und reichte der Frau eine — Nähna del. „Da hast du sie“, sagte er und ging eilig von dannen. Die Frau aber sah ihm nachdenklich nach und sah dann die neue Magd an. Was aber weiter geschehen ist, das kann

man daraus entnehmen, daß nach einem Jahr noch die Fensterscheiben in diesem Hause hell und blank waren und daß der Mann und die Kinder mit fröhlichen Gesichtern aus- und eingingen.

Das ist eine alte Geschichte. Meine Großmutter



Angeschossenes Gnu in der Etosapfanne (Deutsch-Südwest-Afrika).

Charakteristisch ist der vegetationsarme Boden der Salzpfanne mit dem geraden Horizont, links vorn der Schatten des Photographen. (Nach Photographie von Herrn G. v. Nechtitz.)

Aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.

hat sie immer gern erzählt, aber sie pflegte hinzu-
fügen, daß es der Frau Sauertopf oft bitter sauer
geworden sei, die Magd mit dem einen Ohr festzu-
halten, weil sie dieselbe reichlich spät ins Haus ge-
nommen habe. Du und ich, mein Gretchen, wollen
uns üben, daß uns in jungen Tagen diese Magd
eine liebe Hausgenossin werde, denn wenn man sich
ihrer schon in jungen Tagen erfreut, wird man sie
nimmer entbehren wollen. Für die Arbeit mit dieser
Magd gilt allereit auch das Sprichwort: Jung ge-
wohnt — alt getan!“

Gottes Strafgericht.

Ein Reisender, der in London die
Merkwürdigkeiten dieser Stadt aufge-
sucht und bewundert hatte, wollte auch
das berühmte Zrennhaus Bedlam ken-
nen lernen. Er meldete sich in dieser
Absicht bei einem Inspektor dieser An-
stalt, der ihn gegen mittag durch alle
Gemächer des menschlichen Glends
führte. Sie hatten es schon in allen
seinen Abstufungen gesehen, von der
leisen Schwermut bis zum Blödsinn,
zur Narrheit, zum Wahnsinn, zur
Naserei herauf; lauter herzerreißende,
tief erschütternde, Grausen und Ent-
setzen erregende Bilder der höchsten
Zerrüttung des menschlichen Geistes.
Da kündigte ihm sein Führer an, daß
sie jetzt das letzte Zimmer besuchen wür-
den, er sollte sich gefaßt halten auf
eine wunderbare, höchst seltsame Er-
fahrung. Beklemmten Herzens trat er
ein und erblickte vier Männer, die auf



Hottentottenfrauen auf Reitochsen

in Deutsch-Südwest-Afrika. (Nach Photographie von Herrn G. v. Nechtitz.)

Aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.

vier Stühlen saßen, in der Figur eines Quadrates, so, daß sich je zwei und zwei unaufhörlich ansahen. Kein Laut, kein einziges Zeichen des Lebens dabei in ihren Gesichtern; eine schauerhafte Ähnlichkeit unter einander!

„Das sind vier Brüder, mein Herr!“ sagte der Führer, „welche Tag und Nacht in dieser Stellung sitzen bleiben, ihre Speise so empfangen, so einschlafen, so erwachen!“ Bei diesen Worten schlug die Anstaltsglocke 12 Uhr. Da erhebt sich nach dem letzten Glockenschlage ein voller Choralgesang, den die vier Brüder, ohne irgend ein Zeichen der Verabredung, starr, wie sie dasigen, auf einmal anstimmen. Nachdem sie den Vers geendigt haben, schweigt alles, sie bleiben unbeweglich und starren sich an. Erschüttert und verwundert über diese grauenvolle Szene hört unser Fremder von seinem Führer den wunderbaren, aber warnenden Aufschluß.

Diese vier Brüder hatten von ihren Eltern eine sehr einfache, fromme Erziehung genossen, als der Tod den Vater hinwegraffte und die Söhne unter die Aufsicht eines leichtsinnigen Vormundes gerieten. Sie traten nun jung in die Welt ein; da lockten von allen Seiten Verführungen, denen sie zwar anfangs widerstanden, später aber doch nachgaben. Nun regten sich die Vorwürfe des Gewissens, die sie durch neue, wüste Genüsse zu betäuben suchten; auf diese Weise sanken sie immer tiefer ins Verderben. Da kamen sie an einem Sonntage um die Mittagsstunde taumelnd an einer Kirche vorbei, und sogleich steigt in ihrem Herzen der böshafte Gedanke auf, den Gottesdienst mit Gewalt zu stören. Wütend, wie Beseffene, stürzen sie ins Gotteshaus, als eben die Orgel mit vollen Tönen in den Gesang eines alten Kirchenliedes einstimmt, welches die vier Brüder in der Kindheit auswendig gelernt hatten und das jetzt mit seinem rührenden Inhalt wie strafend mit entsetzlicher Gewalt in ihre Seele griff. Wie versteinert und vom Donner Gottes getroffen, standen sie auf der heiligen Stätte, blickten stier und sprachlos vor sich hin und versanken in jenen stummen Wahnsinn, der sie zu der Zeit, als der Fremde sie sah, seit sieben Jahren noch nicht verlassen hatte. So saßen sie Tag und Nacht starr und unbeweglich, und nur der letzte Schlag der 12. Mittagsstunde löste das graue Schweigen in eben den Gesang auf, der sie einst zum Wahnsinn brachte. Welche ernste Mahnung liegt in dieser wahren Begebenheit für die, welche sich ungebührlich im Gotteshause benehmen!

Aus „**Modernes ABC**“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Amerikanismus.

Man kann heute oft den Ausspruch hören: „Man muß den Zeitgeist nicht bekämpfen, sondern so weit als möglich ihm entgegenkommen, so gewinnt man die Menschen für unsere Sache. Nur nicht aggressiv!“ Darauf antwortet P. Brors in seinem ABC:

Ob man dem Zeitgeist entgegenzukommen oder ihn zu bekämpfen hat, hängt eben vom Zeitgeist ab. Der Christ und Katholik muß sich auf die Seite Christi stellen, dem entgegenkommen, dem Christus entgegenkam, und das bekämpfen, was Christus bekämpft hat; denn Christus und sein Geist ist „wie heute und gestern, so auch in Ewigkeit.“ Hebr. 13, 8.

Der Zeitgeist ist aber gar zu oft der Geist, von dem der hl. Joh. I, 2, 16 spricht: „Alles was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hosiart des Lebens“, und den zu lieben er uns warnt. Dem Weltgeiste — und der Zeitgeist ist regelmäßig irgend eine Form des Weltgeistes — sich nicht gleichförmig zu machen, mahnt so eindringlich der Völkerapostel Römer 12, 2. „Machet euch dieser Welt nicht gleichförmig, sondern wandelt euch selbst um in Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was der Wille Gottes ist, was gut, wohlgefällig und vollkommen sei.“ Daher ist es eine gar heikle Sache, dem Zeitgeiste entgegenzukommen. Christus und Belial lassen sich nicht miteinander verbinden.

Wollen wir also die Menschen für die Sache Christi gewinnen, dann wirds jedenfalls klüger sein, das Gute, was wir bei ihnen finden, zu schützen und zu wahren, aber es mit dem Geiste Christi beseelen; das Unchristliche aber unumgänglich bekämpfen und juchen auszurotten. Wir freuen uns z. B. sehr über den „Geist des Fortschritts“, aber nur insofern er bedeutet einen Fortschritt von der erkannten Wahrheit zu neuen noch nicht erkannten Wahrheiten. Auch wir begeistern uns für den „Fortschritt zur Erkenntnis der vollen Wahrheit“. Ein anderes Entgegenkommen hieße uns, uns vom Zeitgeiste, vom Weltgeiste, vom widerchristlichen Geiste besetzen zu lassen; damit gewinnen nicht wir andere für die Sache Christi, sondern die andern gewinnen uns für die Sache des Widerchristi. Leo XIII. hat 1899 den sogenannten „Amerikanismus“ verurteilt. Derselbe strebt nach Loderung der kirchlichen Disziplin; er glaubt durch Verschweigen der speziell kat. Wahrheiten die Andersgläubigen zu gewinnen; er verwirft die Abtötung wie jede passive Tugend, kämpft nur für die aktiven Tugenden, namentlich für die natürlichen Tugenden, die heutzutage besonders zu pflegen seien. Die Tugend des Mittelalters passe nicht mehr für unsere Zeit. Diesen Geist bekämpfen wir.

Weib, Frau, Gemahlin.

In alten Papieren fand ich folgende hübsche Zusammenstellung:

Wenn man aus Liebe heiratet, wird man „Mann“ und „Weib.“

Wenn man aus Bequemlichkeit heiratet, wird man „Herr“ und „Frau“.

Wenn man aus Verhältnissen heiratet, wird man „Gemahl“ und „Gemahlin“.

Man wird geliebt von seinem „Weibe“, geachtet von seiner „Frau“, geduldet von seiner „Gemahlin“.

Man hat für sich allein ein „Weib“, gegenüber den Hausfreunden eine „Frau“, für die große Welt eine „Gemahlin“.

Man geht spazieren mit seinem „Weibe“, führt aus seine „Frau“, macht Partien mit seiner „Gemahlin“.

Die Wirtschaft besorgt ein „Weib“, das Haus die „Frau“, den Ton besorgt die „Gemahlin“.

Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem „Weibe“, besucht von der „Frau“, und nach dem Befinden erkundigt sich die „Gemahlin“.

Unseren Kummer teilt das „Weib“, unser Geld die „Frau“, unsere Schulden die „Gemahlin“.

Sind wir tot, beweint uns unser „Weib“, beklagt uns unsere „Frau“, geht in Trauer unsere Gemahlin. (Augsburger Postzeitung.)

St. Josephsgärtchen.

Anbetung der hl. drei Könige.

(Fortsetzung.)

Die Höhle sah ich voll von übernatürlichem Licht. Maria sah dem Eingange gegenüber auf der Stelle der Geburt, neben ihr war der hl. Josef. Beim Eintritte Menfors nahm sie das Kind vor sich auf den Schoß und stützte ihm dabei das Köpfchen mit einer Hand. Es hielt die Händchen vor der Brust, wie lebend, war sehr freundlich und leuchtend und griff nach um sich her. Menfor ließ sich auf die Knie nieder und brachte in Liebe und Demut seine Geschenke dar. Er opferte Gold, weil er voll Liebe und Treue war und mit unerschütterlicher Andacht und Anstrengung immer nach dem Heile suchte. Seine Begleiter hielten tief gebeugten Hauptes hinter ihm. Als er und die Seinen sich zurückzogen, ging Sair mit seinen vier Begleitern hinein und ließ sich auf die Knie nieder. Er trug in der Hand ein goldenes Weihrauchschiffchen voll kleiner grünllicher Körner wie Harz. Er gab den Weihrauch, denn er war der, welcher sich willig und ehrerbietig anschmiegte und liebevoll den Willen Gottes folgte. Nach ihm nahte Theofano, der älteste

Könige ist. Wir sind gekommen, ihn anzubeten und ihm Geschenke zu bringen!" Unter zärtlichsten Tränen empfahlen sie dem Jesukinde sich, die Ihrigen, ihr Land, ihre Leute, ihr Hab und Gut, kurz alles, was ihnen auf Erden einen Wert hatte. Es sollte ihre Herzen, ihre Seelen, all ihr Tun und Denken hinnehmen, er sollte sie erleuchten und ihnen alle Tugend schenken und der Erde Glück, Frieden und Liebe. Es ist nicht zu sagen, wie sie in Liebe und Demut glühten und wie die Tränen der Freude über ihre Wangen und den Bart des Ältesten flossen. Sie waren ganz selig, sie glaubten in dem Stern darin angekommen zu sein, nach dem ihre Vorfahren sich so lange gesehnt und in den sie so begierig geschaut hatten. Josef und Maria weinten auch und waren so freudig, wie ich sie nie gesehen. Die



Böhms Kunstverlag, München.

Geburt der allert. Jungfrau Maria.

Er konnte nicht knien, er war zu alt. Er stand gebeugt und stellte ein goldenes Schiffchen mit grünem, feinem Kraut auf die Tafel. Es war noch frisch und lebendig, stand aufrecht und hatte weiße Blümchen. Er brachte Myrrhen, denn sie bedeuten Abtötung und überwundene Leidenschaften. Dieser gute Mann hatte schwere Anfechtungen zum Götzendienste und zur Hölle bekämpft. Zuletzt kam auch das Gefolge zu je fünf, geleitet von einem der Vornehmen, herein, knieten vor dem Kinde nieder und beteten stille. Die Knaben hatten dabei kleine Mäntelchen an. Die Herren der Könige und aller, welche nach ihnen ab- und zutraten, waren ungemein kindlich und liebevoll. Sie begannen: „Wir haben seinen Stern gesehen und erkannt, daß er der König über alle



Böhms Kunstverlag, München.

hl. Vinzenz v. Paul.

Ehre und die Anerkennung ihres Kindes und Heilandes, den sie so arm betten mußten, und dessen hohe Würde in der stillen Demut ihrer Herzen verborgen ruhte, erquickte sie unendlich. Sie sahen ihn durch Gottes Allmacht auch der Ferne gesendet, was sie ihm selbst nicht geben konnten: die Anbetung der Mächtigen mit heiliger Pracht. Ach, sie beteten mit an, seine Ehre beseligte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Als Anna Katharina älter wurde und mit Kindern ihres Alters verkehren konnte, gab sie diesen, um Gotteswillen, was sie nur immer verschenten durfte. Noch hatte sie das vierte Lebensjahr nicht zurückgelegt, als sie schon so weit gekommen war, daß sie sich nie mehr eine volle Sättigung bei einer Mahl-

zeit erlaubte. „Ich gebe es dir, o Gott“, — sprach sie dann im Herzen — „damit du es den Armen zuwendest, die es am nötigsten brauchen.“ Sah sie einen Hungrigen oder Dürftigen, so lief sie auf ihn zu und rief mit rührender Einfalt: „Warte, warte, ich hole dir ein Brot zuhause!“ Und die gute Mutter ließ es geschehen und verwies es nie dem Kinde, wenn die Geladenen kamen, die Gabe zu empfangen. Selbst Kleidungsstücke gab sie vom Leibe und wußte mit süßen Bitten die Zustimmung der Eltern dafür zu erlangen.

Kein Kind konnte Anna Katharina krank oder weinend sehen, ohne Gott zu bitten, er möge auf sie die Ursache dieser Tränen legen, ihr selbst die Krankheit oder Schmerzen senden, damit andere befreit würden. Sah sie ein Kind, das üble Gewohnheiten und Fehler an sich hatte, so bat sie um dessen Besserung, legte sich aber, um erhört zu werden, eine Strafe auf und begehrte von Gott, für das Kind die Buße tragen zu dürfen. Als sie in späteren Jahren darüber Rechenschaft geben sollte, wie sie als Kind zu solchen Bitten gekommen sei, gab sie zur Antwort: „Ich kann nicht sagen, wer es mich gelehrt hat, aber es liegt dies schon im Mitleiden. Ich habe immer gefühlt, wir alle seien in Jesus Christus ein Leib, und wie der Finger meiner Hand schmerzte mich das Weh des Nächsten. Von Kindheit auf habe ich die Krankheiten anderer auf mich erfleht. Ich war stets der Meinung, Gott sende keine Leiden ohne eine besondere Ursache, und es müsse damit immer etwas bezahlt werden. Erstaunlicher aber als jede andere Abtötung ist an Anna Katharina die so früh begonnene und nie mehr unterbrochene Übung des nützlichen Gebetes. Schon im vierten Jahre fing sie an, die einem Kinde so notwendige Nachtruhe sich abzukürzen, um der Andacht zu pflegen. Waren die Eltern eingeschlafen, so erhob sie sich aus dem Bette und betete mit dem Engel 2 bis 3 Stunden lang, manchmal gar bis zur Morgendämmerung. Sie liebte dies unter freiem Himmel zu tun; darum schlich sie, wenn die Bitterung es gestattete, vor die elterliche Hütte nach einem etwas höher liegenden Felde und betete, nach den Kirchen von Koesfeld schauend, mit ausgespannten Armen. Manche werden erstaunt fragen, was denn bei einem vierjährigen Kind der Inhalt eines so lang anhaltenden Gebetes gewesen sei. Dieser war so reich und mannigfach, als die Ursachen und Veranlassungen, für welche Gott das Gebet des Kindes empfangen wollte. Täglich wurde ihr im Gesicht ihre Gebetsaufgabe vor Augen gestellt. Sie sah in einer Reihe von Bildern drohende Unglücksfälle und Gefahren für Leib und Seele, um deren Abwendung sie zu flehen hatte. Sie sah ungeduldige Kranke, betrübte Gefangene, unvorbereitet Sterbende. Sie sah Reisende, Verirrte, Schiffbrüchige, sah Notleidende und Verzagende, an Abgründen Taumelnde, denen die gütigste Vorsehung Gottes aus den Früchten ihres Gebetes Hilfe, Trost und Rettung wollte zuschießen lassen. Darum wurde ihr in diesen Bildern auch gezeigt, daß, wenn sie ihr Bitten und Flehen unterlassen würde, kein anderer ihre Stelle vertreten, die Bedrohten und Dürftigen aber auch ohne Rettung bleiben würden. Der hl. Schutzengel unterstützte ihr Gebet, und die Glut der Nächstenliebe machte die Flehende vor Gott so kühn, so beredt, und ausdauernd, daß ihr die Stunden eher zu kurz, als zu lange wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der hl. Joseph, ein Retter in der Not.

Im Jahre 1631 öffnete sich auf dem Vulkan Vesuv in Italien ein furchtbarer Krater, der eine furchterliche Menge Feuer und Asche ausspie. Die glühende Lava floß heraus, gleich einer Wasserflut und überdeckte die benachbarten Städte und Dörfer. In einem dieser Dörfer wohnte eine Frau namens Camilla, die den hl. Josef auf's innigste verehrte. Sie hatte bei sich einen kleinen Knaben von fünf Jahren, ihren Neffen, der Josef hieß. Um sich von der heranfliehenden Feuerflut zu retten, nahm sie das Kind in die Arme und suchte zu fliehen. Bald aber sah sie ihren Weg durch einen Felsen, der aus dem Meere herausragte, abgeschnitten, und hinter ihr kam immer näher der Lavastrom. Sie sah sich nun einer zweifachen Gefahr ausgesetzt, entweder von der brennenden Lava verbrannt und überdeckt zu werden, oder, wenn sie noch einen Schritt weiter wagen würde, in die Tiefe zu stürzen. In diesem gefährvollen Augenblicke erinnerte sich die Frau an ihren erhabenen Beschützer. „Heiliger Josef“, betete sie, „ich empfehle dir deinen kleinen Josef, du mußt ihn retten.“ Nachdem sie diese Worte in der Eile gesprochen, nahm sie den Knaben geschwind, da der Lavastrom schon nahe war, und setzte ihn oben auf den Felsen und sprang dann, beherzt und vertrauensvoll auf die Hilfe des hl. Josef, von der schwindelnden Höhe hinab in das Meer. Der Sprung glückte vortrefflich, anstatt in's Wasser zu fallen, kam sie ganz sanft hinunter auf den Sand des Meeresufers und tat sich nicht im Geringsten weh. Sie war gerettet; aber was war aus dem Knaben geworden, den sie der Wut des Feuers preisgelassen hatte? Dieser Gedanke verursachte ihr furchtbare Schmerzen. Sie fing an in der Richtung des Knaben hin zu laufen und bewachte sein Unglück. Da auf einmal hörte sie ihren Namen rufen. Es war die Stimme des teuren kleinen Neffen, der voll Freude auf sie zusprang. „O Gott!“ schrie Camilla, indem sie den Kleinen in ihre Arme nahm. „Wer hat dich denn aus dem Flammenmeer, das dich zu verbrennen drohte, erretten können?“ „Das war der heilige Josef“, antwortete lächelnd das Kind. „Das war der heilige Josef, den du mir als Wächter beigegeben hattest. Er nahm mich bei der Hand und führte mich hierher, wo ich dich antraf.“ Sogleich fiel die fromme Camilla vor Freude weinend auf die Kniee und dankte ihrem lebenswürdigen Beschützer für das doppelte Wunder, das er an ihr und ihrem Neffen getan hatte, indem er ihn von der Feuerwut und sie von dem Wogen rettete.

Eine hochherzige Antwort.

Thomas Morus, der ehemalige Kanzler von England, sah sich mit Gefangennahme und Tod bedroht, wenn er nicht einwilligte, dem König Heinrich VIII. in dessen ruchloser Empörung gegen den Papst zu folgen. Seine, durch die Liebe zu ihrem Gatten verblendete Frau suchte Morus dahin zu bringen, daß er sich den Befehlen des Königs füge. „Ich flehe dich an, Thomas“, sagte sie zu ihm, — „denke doch an deine Frau und deine Kinder. Willst du uns denn ins Unglück stürzen?“ — „Ich liebe meine Frau und meine Kinder viel zu sehr“, antwortete er, „um sie zu zwingen, über meine Feigheit erröten zu müssen.“ — „Dann ziehst du also vor, uns zu verlassen? Man kann doch wohl der Gewalt weichen und in seinen Grundfögen etwas nachgeben, wenn es sich darum handelt, sein

leben zu erhalten“, erwiderte die unglückliche Frau. „Wie viele Jahre glaubst du denn, daß ich noch leben könnte?“ fragte Morus. — „Nun, zwanzig Jahre noch wenigstens, wenn es Gott gefällt, mein teurer Gatte.“ — „Zwanzig Jahre! Fürwahr, geliebte Gattin, du bist keine geschickte Rechnerin! Du willst mich veranlassen, eine Ewigkeit zu tauschen gegen diese zwanzig Jahre eines elenden Lebens?“ —

Und Thomas Morus, treu seinem Gott und seinem Vorgesetzten, opferte, um diesen nicht zu verleugnen, mutig sein Leben.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Die Wolfsbrüder.

Am nächsten Abend saßen Galazi und Umschlopogaas wieder beisammen in ihrer Höhle bei einem lustig brennenden Feuer, da nahm Galazi seine Erzählung wieder auf: „Ich kam mit meiner Bürde auf den Schultern zum Fluß. Das Wasser war inzwischen zwar etwas gefallen, reichte mir aber immer noch bis an die Hüften. Ich stieg hinein, die Donnerkeule als Stützmittel. Wie ich nun langsam durch die Strömung watete, erblickte ich vom andern Ufer her ein Mann. Spornstreichs eilt er dem nächsten Kraale zu und ruft: Da kommt ein Toter auf den Schultern eines Wolfes über den Fluß herüber!“ Die seltsame Kunde lockt eine Menge Neugieriger herbei. Doch wie ich mit meiner Last das Ufer erreiche und langsam die Böschung emporsteige, ergreift sie alle eine graufige Furcht. Die Kinder hängen sich an ihre Mutter, die Weiber an ihre Männer, offenen Mundes starren alle mich und den Toten an und weichen dann langsam Schritt für Schritt rückwärts. Der Schrecken hatte sie gelähmt, sie waren unfähig zu fliehen und konnten kein Auge von uns wenden. Am Kraaleingange aber saß das alte Mütterchen. Sie blieb ruhig sitzen und rief: „Was habt ihr denn, ihr Leute? Seid ihr beherzt, daß ihr immer rückwärts geht? Und was ist denn das für ein großer, starrer Mann, der da zu mir kommt?“ Das Volk machte in seiner Angst erst bei der inneren Kraalsence Halt. Ich aber nahte mich dem alten Weibchen, nahm den Toten von meinen Schultern und setzte ihn auf den Boden mit den Worten: „Sieh, Mütterchen, das ist nun dein Sohn. Es hat mich ein ordentliches Stück Arbeit gekostet, ihn den Zähnen der vielen Wölfe, die da oben hausten, zu entreißen. Mutter, die leisten was im Sprung! Doch, ich wurde mit ihnen fertig. Hier nimm nun deinen Sohn und begrabe ihn, ich habe ihm nun lange genug Gesellschaft geleistet.“ Da blickte das alte Mütterchen lange, lange auf den Toten, der vor ihr saß, streckte dann ihre hageren, vor Aufregung zitternden Arme aus, löste die Binde von seinen erloschen Augen, schrie laut auf, schlang die Arme um den Nacken des Toten und rief: „Mein Sohn, mein lieber Sohn! Hab' ich dich endlich wieder gefunden! Ich, wie lange bist du fort gewesen. Zweimal zehn Jahre und nochmals fünf hab' ich dich nicht mehr gesehen. Willkommen, mein Kind, willkommen! Du sollst nun ein Grab erhalten, ein Grab, du, mein Sohn, und — ich mit dir!“ Nochmals schrie sie laut auf, richtete sich dann empor, blickte zum Himmel auf, streckte die Arme aus und brach dann bewußtlos neben der Leiche ihres Sohnes zusammen. Schaum bedeckte ihre Lippen, und wenige Augenblicke darauf war sie

tot. — Schweigen und Entsetzen herrschte rings umher. Endlich rief einer aus der Menge: „Was ist denn das für ein Mann, der den Toten vom Geisterberg herunter geholt hat?“ „Ich bin Galazi“, gab ich zur Antwort. „Nein“, sprach er, „du bist der Wolf. Trägst du nicht ein Wolfskleid über Haupt und Rücken?“ „Gut“, sagte ich, „ich bin's zufrieden. In Zukunft will ich also Galazi, der Wolf heißen.“ „Doch“, fuhr er fort, „mich dünkt, du seiest ein ganzer Wolf. Brüder, schaut ihn nur an! Seht, wie er grinst und die Zähne fletscht! Das tut kein Mensch, so macht's nur ein Wolf.“ „Weder ein Wolf noch ein gewöhnlicher Mensch“, rief nun ein zweiter, „sondern ein böser Zauberer. Wie hätte er sonst den Toten von der steinernen Höhe herunterholen können?“ „Ja, ja, ein bezauberter Wolf“, schrien nun alle zusammen und drangen mit ihren Affegais auf mich ein. „Schlagt ihn tot, den Zauberer, schlägt ihn tot, sonst bringt er noch alle die Wolfsgeister über uns!“ „Gut, die sollt ihr noch kennen lernen“, rief ich ihnen zu, machte dann Kehrt und rannte so eilig davon, daß sie mich bald aus den Augen verloren. Auf dem Wege begegnete mir ein Mädchen mit einem Körbchen voll Maiskolben auf dem Kopf und einer jungen Ziege unter dem Arm. Ich entriß ihr beides, setzte dann über den Fluß und verberg mich im hohen Gras. Ich erquidete mich am frischen Fleisch und den trefflichen Maiskolben und schlief dann bis zum kommenden Morgen. Da stand ich auf, streifte den Tau von meinem Wolfsfell, ging in den Wald und heulte wie ein Wolf. Meine Stimme fand ein hundertfaches Echo, bald hörte ich ein sonderbares Fauchen, dann ein Knistern von den am Boden liegenden Baumzweigen, noch ein Moment, und sie waren da, meine Freunde und getreuen Untertanen! Zu je zehn und zwanzig rannten sie herbei und sprangen heulend an mir empor. Ich zählte sie, sie waren alle da, alle 363. Später kam ich in diese Höhle und wurde mit der Zeit ein ganzer Wolfsmensch. Zwölfmal ist seitdem der Mond schon voll geworden und ich fühle mich ganz heimisch hier. Es ist auch ein prächtiges Leben! Du solltest mich nur einmal sehen, Umschlopogaas, wenn ich nächtlicher Weile mit meinem Kriegsheer durch die Wälder streife. Sei, ist das ein Rennen, Jagen und Heulen! Heute Nacht soll der Tanz wieder losgehen. Hast du Lust, Umschlopogaas? Du bist jetzt wieder vollständig hergestellt, doch ich fürchte, bei unserem Anblick befällt dich ein Zittern wie ein Kind und mit solchem Volk kannst du niemals gleichen Schritt halten.“ Umschlopogaas stand lachend auf. „Ich bin zwar noch jung“, begann er, „und kaum vollständig ausgewachsen, doch wisse, mein Freund, Furcht ist mir einfach unbekannt! Ich schrecke vor keinem Gegner zurück, sei er nun ein Löwe oder ein Wolf oder ein Zauberer. Komm, Galazi, komm, laß mich deine Leute sehen, die mit den schwarzgrauen Fellen, die auf allen Vieren marschieren und statt der Schilde und Affegais nur Zähne und Klauen haben.“ „Nimm die zweite Wolfschaut da“, mahnte Galazi, „hänge sie über den Kopf und binde sie unter den Armen fest. Wo nicht, so ist es um dich geschehen, bevor du zweimal die Finger der linken Hand abzählst, wird kaum mehr ein Knochen von dir übrig sein.“ Umschlopogaas tat, wie ihm geheißen und befestigte mit langen Riemen die Haut der Wolfskönigin an seinem Leibe. Schrecklich gähnte über seinem Kopf der aufgesperrte Nacken mit den langen, spitzen Zähnen. Galazi seinerseits nahm das schwarzgraue Fell des Wolfskönigs und dann traten

beide hinaus auf den freien Platz vor der Höhle. Hier machte Galazi eine Weile Halt; das volle Mondlicht fiel auf ihn und Umschlopogaas sah mit Staunen, wie dessen Gesicht plötzlich etwas Wildes, Bestialisches annahm. Seine Augen glühten wie die eines aufgeregten Tieres, die Lippen waren weit aufgeworfen und die Zähne fuhren zuweilen knirschend übereinander. Nun erhob Galazi das vom Wolfsrachen gekrönte Haupt und heulte dreimal, immer lauter und lauter in die Nacht hinaus. Und siehe, noch bevor das Echo in der Luft erstarb, kam von allen Höhen und Schluchten ein wildes Wolfsgeheul als Antwort nieder. Bald kam es näher und näher, man hörte ein unheimliches Haften, Knistern und Jagen, ... ein großer, schwarz-grauer Wolf tauchte auf und hinter ihm kam's schwarz und grau in großen, großen Haufen. Sie kamen alle zu Galazi, sprangen freudig an ihm empor und huldigten ihm als ihrem König. Da gewahrten sie plötzlich Umschlopogaas und rannten wütend mit offenem Rachen auf ihn los. „Mut!“ rief ihm Galazi zu, „bleib stehen und rühr' dich nicht!“ „O, von Furcht ist bei mir keine Rede“, entgegnete Umschlopogaas, „bin immer mit Hunden gerne umgegangen!“ Dennoch aber zitterte er und unwillkürlich bebte sein Innerstes, als die wilden Bestien von rechts und links, von hinten und vorn an ihm emporsprangen, und ihn in tausend Stücke zu zerreißen drohten. Doch siehe, plötzlich ließen sie von ihm ab; sie hatten das Fell der Wolfskönigin gerochen und waren dadurch wie umgewandelt. Furchtsam, wie schmeichelnde Hunde, krochen sie näher, besleckten die Füße des jungen Helden und huldigten ihm als ihrem Fürsten. Es waren lauter Wölfinnen — die Wölfe waren bei Galazi — große, graue, schnellfüßige Tiere. Umschlopogaas sah in ihre rotglühenden Augen und fühlte, wie sein Herz in der Brust hart und wild wurde wie das eines Wolfes; auch er erhob nun sein Haupt und heulte in die Nacht hinaus, und die Wölfinnen rings um ihn heulten mit ihm, daß weit umher Berg und Tal widerhallten.

„Das Rudel ist vollzählig“, begann Galazi, „nun mag die Jagd beginnen! Heb' deine Füße auf, lieb Brüderchen, es gibt ein nächtliches Rennen. Hollah, Schwarzfuß, hurrah, Grauschwanz, frisch auf, mein Völkchen, schwarz und grau, frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ Sprach und sprang voraus, und hinter ihm folgte Umschlopogaas, und rechts und links von beiden wimmelte es förmlich von den Geisterwölfen. Wie im Flug gingen den Bergrücken hinab unter Hüpfen und Springen, als wärs eine Herde von Antilopen. Bei einer mit wildverwachsenem Gestrüpp überwucherten Schlucht machten sie Halt. Galazi hob die Donnerkeule in die Höhe, und regungslos standen die Wölfe. „Ich rieche eine Beute! Schnell, meine Kinder, hinein, hinein!“ Lautlos stürzten die Wölfe in die dunkle Schlucht, Galazi und Umschlopogaas aber warteten an deren Rande. ... Da, ein Krachen brechender Aeste — und heraus tritt, stolz und kühn, wie ein König im Waldbrevier, ein mächtiger Büffel. Er wirft die Erde zornig mit dem Fuße auf und schnüffelt zornig in die Luft.

„Brüderchen, das gibt heute eine Jagd! Siehe, da kommen sie schon, meine braven Kinderchen!“ Schwarzfuß wars, der als erster aus dem Dickicht kam und geraden Wegs auf den Büffel lossprang! Ihm folgte der ganze große Haufen auf dem Fuße nach. Der Büffel wandte sich eilends zur Flucht, und nun begann ein Rennen, Schreien, Heulen und Jagen,

daß ringsum die Felsen widerhallten. Galazi und Umschlopogaas waren stets den Wölfen voraus, nur Bluthund und Todgriff, Grauschwanz und Schwarzfuß waren ihnen voran, hart an den Flanken des gehezten Büffels. Dieser wandte sich anfangs dem Tale zu, die Wölfe aber trieben ihn bald aufwärts, hinauf zur steilen Höhe, wo bis ans Ende der Welt die steinerne Hege sitzt.

„Umschlopogaas, erinnerst du dich noch des Wettrennen, das wir vor drei Wochen verabredeten? Gut, heute gilt's! Bis jetzt bist du gar nicht so übel gerannt, doch jetzt geht die Gasse erst los. Drauf, Kamerader, drauf!“ Heulend vor Wut eilten nun die Wölfe bergauf. Schon hatte der Büffel einen Vorsprung von zwei Speerwürfen gewonnen. Man mußte ihn wieder einholen um jeden Preis. Hei, wie die Wölfe liefen mit ihren rotglühenden Augen und weit aus dem Maul hängenden Zungen, Grauschwanz und Schwarzfuß allen voran!

Da war es Umschlopogaas, als sei er selber zum Wolfe geworden; seine Füße schienen kaum noch den Boden zu berühren, so behend lief er an Bluthund und Todgriff vorbei, überholte Schwarzfuß und Grauschwanz; jetzt war er beim Büffel ... ein tüchtiger Sprung — und einen Moment darauf sah er wie ein Reiter auf dem Rücken des Tieres! Ein paar Minuten ließ es sich von ihm durch das Buschwerk tragen, dann ergriff er seinen Affegai und holte zum Stoße aus. Wie der Blitz fuhr das spitze Eisen zwischen den Halswirbeln durch — und einen Moment darauf brach das gehezte Wild regungslos zusammen.

Nun kam auch Galazi auf den Plan. „Galazi, wer ist nun Sieger im Wettlauf? Ich oder du, oder einer deiner graufelligen Gefellen?“ — „In meinem Leben sah ich keinen Menschen so rennen, wie dich Umschlopogaas. Das geht einfach über alles Maß hinaus!“ — „Ich war schon bisher der schnellste Läufer im ganzen Sululand, jetzt aber habe ich Herz, Sehnen und Lunge eines Wolfes bekommen. Galazi, es ist fürwahr etwas Großes, „Wolfskönig“ zu sein!“ Jener verstand ihn, und sie grinsten und heulten zusammen im Hochgenuß ihrer königlichen Würde. Die Wölfe, die endlich auch rudelweise nachgekommen waren, wollten sich sofort über die Beute hermachen, doch ein paar kräftige Hiebe mit der Donnerkeule brachten sie zur Reison. „Zuerst kommen wir, die Fürsten“, sprach Galazi zu Umschlopogaas, schnitt sodann mit seinem Speer mächtige Stücke Fleisches ab und begann sie roh zu verzehren. Umschlopogaas tat dergleichen. Zuletzt kamen auch die Wölfe zu ihrem Recht, und fünf Minuten darauf war von dem ganzen Büffel nichts mehr übrig als ein paar unförmliche Knochen.

Damit war aber auch die Jagd für heute beendet. Man zog sich in die Höhle zurück und pflegte der nächtlichen Ruhe. — An einem der folgenden Tage erzählte auch Umschlopogaas seine Geschichte. „Was hast du nun im Sinn?“ fragte ihn hierauf Galazi. „Willst du dich hier verborgen halten und mit mir in brüderlichem Verein über die Wölfe herrschen, oder willst du zurück zu deinem Vater Mogo in Tschalas blutbesleckten Königsraal?“ — „Von Tschalas und seinem Raal will ich nichts mehr wissen; ein Gedanke aber erfüllt aber Tag und Nacht mein Herz, wie ich nämlich Naba wieder finden möchte, meine vielgeliebte Schwester. Sie hält sich gegenwärtig in den Höhlen deiner Heimat verborgen, Galazi, und genießt die Gastfreundschaft der Halakazi.“ — „Warten

wir noch eine Weile, Umschlopogaas, bis wir zu unserer vollen Manneskraft gelangt sind, dann wollen wir zusammen zu den Galatazi gehen und Nada, deine Schwester, suchen." Umschlopogaas wars zufrieden. Er blieb also bei Galazi, den er wie seinen Bruder liebte, und herrschte mit ihm über die Wolfsgeister.

In mancher mond hellen Nacht jagten sie zusammen in den Schluchten und Wäldern des Geirbergsges; später, als das Wild allmählich anfang rar zu werden, kamen sie auch über den Fluß und streiften die angrenzenden Felder und Höhen. Mit Entsetzen vernahmen die Kraalbewohner ihr fürchterliches Geheul; die meisten verflochten sich in die äußersten Winkel ihrer Hütten und nur selten wagte es der eine oder andere, einen Blick ins Freie zu werfen, wo er dann mit Grausen sah, wie zahllose schwarzgraue Wölfe heulend über die Ebene dahinfegten, und dazwischen zwei große, in Wolfshäute gekleidete Männer, die offenbar deren Führer und Herren waren.

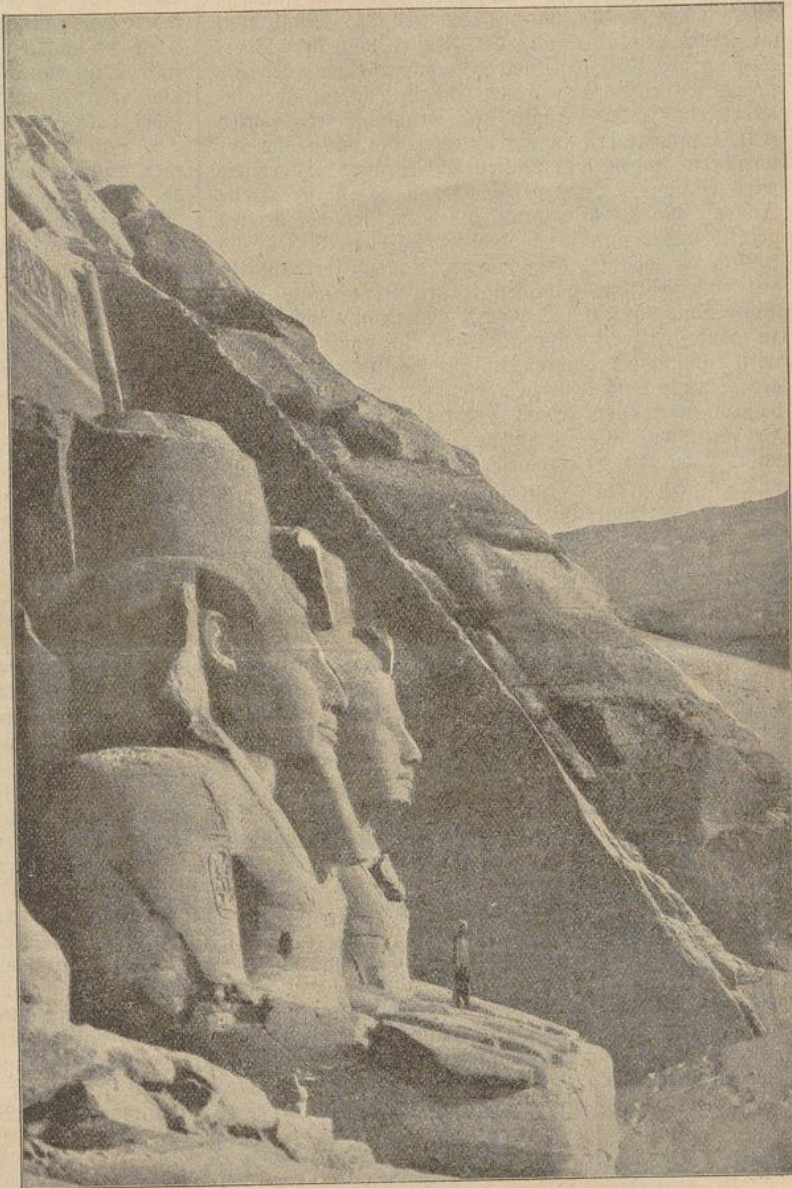
(Fortf. folgt).

Ein Kanal über die Alpen.

Mit einer Uebersichts- und einer Profilarte.

Italiens wirtschaftliche Entwicklung leidet unter dem Umstande, daß einer ausgedehnten Küste mit zahlreichen Häfen eine nur verhältnismäßig geringe Landmenge gegenüber steht. Es fehlt ein großes Hinterland, dessen Produktion die Grundlage einer Industrie und damit eines Welt Handels zu bieten vermöchte. In dem Bestreben, ein derartiges Hinterland zu schaffen, ist man auf den Gedanken verfallen, die Schweiz und die ihr benachbarten Gebiete den Handelsgelegenheiten und damit den Handelsinteressen Italiens anzugliedern. Für einen derartigen Anschluß erscheint die Wassertrasse als das geeignetste Mittel, und so hat denn der Ingenieur Pietro Caminada in Rom ein Projekt ausgearbeitet, das die Vertheilung eines über die Alpen wegführenden Kanals bezweckt, der Genua mit Basel verbinden soll. Durch diesen würden dann die ganze Schweiz und die ihr benachbarten Gebietsteile mit ihrer Produktion den italienischen Seehäfen, in erster Linie nahe gebracht werden und es würde neben dem Rhein-Rhone-Kanal eine zweite Verbindung zwischen der Nordsee und dem Mittelländischen Meer entstehen. Das Projekt Caminadas läuft nicht etwa auf einen durch die Alpen hindurchgegrabenen Tunnel mit Kanalsohle hinaus, sondern es soll vielmehr ein Kanal

geschaffen werden, der im vollsten Sinne des Wortes über die Alpen hinwegführt, der an den Abhängen der Berge emporsteigt, Täler überschreitet, gewaltige Höhen überwindet, und der dann — gleichfalls unter Verachtung aller Hindernisse und Terrainschwierigkeiten — am Gebirge entlang in das Rheintal hinab-



Die Ramieskolosse zu Abu Simbel (Aegypten).

Diese aus dem Felsen gehauenen, neben dem Portal des sogenannten „großen Tempels“ zu Abu Simbel in gigantischer Größe aufragenden Standbilder gehören zu den bedeutendsten und sind den berühmten Memnonkolossen in Theben mindestens ebenbürtig. Es sind vier Kolosse, von welchen zwei beschädigt sind. Die Standbilder sind von der Fußsohle bis zur Spitze der Krone zirka 20 Meter hoch; Nase und Ohr sind zirka 1 Meter lang, die Breite des Gesichtes beträgt über 4 Meter, die Länge der auf den Knien ruhenden Hände über 2½ Meter.

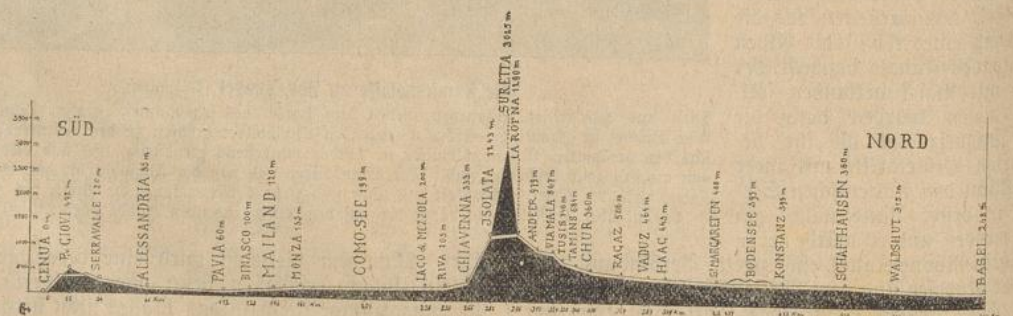
führt. Manchem vielleicht wird eine derartige Idee als ein Unding erscheinen, denn einer weitverbreiteten Meinung zufolge fließt ja das Wasser nicht bergauf — eine Ansicht, die indes nicht oder doch nur bedingt richtig ist.

Um die Hindernisse, die das Alpenmassiv der Führung eines Kanals entgegenstellt, zu überwinden, hat Caminada ein eigenartiges System erdacht, das im Prinzip jedoch nicht mehr ganz neu ist. An einem der Wasserfälle Scandinaviens ist bereits eine auf ähnlichen technischen Grundlagen basierende Anlage zu dem Zweck ausgeführt worden, die Höhe der Fälle zu überwinden, d. h. um den Schiffen die Möglichkeit zu geben, vom Unterlauf des Flusses nach dem Oberlauf an den Fällen seitwärts emporzusteigen. Es sind sieben Schleusen angeordnet, die stufenartig übereinanderstehen. Das Schiff, das stromaufwärts fahren will, kommt zuerst in die unterste, die dann aus der darüberstehenden mit Wasser gefüllt wird. Hierdurch wird es soweit emporgehoben, daß es in die zweite Schleuse hineinfahren kann, die dann aus der dritten gefüllt wird, und so wiederholt sich das Spiel, bis endlich die oberste, die siebente, Schleuse erreicht ist, zu deren Füllung das Wasser des Stromlaufs selbst Verwendung findet. Das Schiff wird also von Stufe zu Stufe senkrecht emporgehoben. In ähnlicher Weise will Caminada verfahren, um die Schiffe auf die Höhe des Splügenpasses zu bringen. Er ändert das eben besprochene System jedoch derartig ab, daß es sich den Verhältnissen, wie sie in den Alpen vorliegen, anpaßt. Hierbei geht er von der richtigen Voraussetzung aus, daß ein großer Kraftaufwand und eine verhältnismäßig große Wassermenge dazu gehören, um ein Schiff von Stufe zu Stufe senkrecht emporzuheben. Da diese Kraft und die für sie nötigen Gefälle und Wassermengen nicht überall zur Verfügung stehen, so sucht er eine Verringerung des Kraftaufwandes herbeizuführen. Zu diesem Zweck hat er ein neues Kanalsystem erdacht, dessen Wesen wir uns dann am besten vorzustellen in der Lage sein werden, wenn wir uns das Rohr einer Wasserleitung vor Augen halten, das vom Hauptreservoir über Hügel und Berghänge herab zu der Stadt hinführt, der das Wasser zugeleitet werden soll. Ähnliche Röhren, natürlich von bedeutend größerem Durchmesser, will Caminada überall da, wo die Terrain- und Wasserverhältnisse dies nötig machen, als Kanalbett verwenden. Die Röhren sind im Innern mit einer großen Zahl von Schleusentoren versehen, wodurch sie in eine Anzahl einzelner Abteilungen, in längliche Schleusen, zerfallen. Sie führen mit wechselnder Neigung an den Berghängen entlang und klettern — ähnlich wie die Alpenstraßen — in Serpentin auf die Höhen hinauf. Im Innern liegt am Boden eine in der Längsrichtung angeordnete Schiene. Soll nun ein Schiff über die Alpen hinübergebracht werden, so fährt es in die unterste Schleuse ein, deren Tor sich hinter ihm schließt. Es wird dann

durch zwei Rollen mit der Schiene verbunden, so daß es auf dieser entlang und in langsamer Steigung emporzurollen vermag. Dann wird Wasser in die Schleuse eingelassen, das sich zuerst am untersten, tiefsten Ende, also hinter dem Schiffe, zu sammeln beginnt, und das in dem Maße, wie die Wassermenge anwächst, das Schiff vor sich herschiebt, so daß dieses allmählich vorwärts und aufwärts befördert wird, bis es das Niveau der nächsten Schleuse erreicht hat, die jedoch nicht stufenartig darüber steht, sondern sich ohne weiteres als direkte Fortsetzung des Rohres anschließt. Dann fährt das Schiff in diese zweite Schleuse ein, deren Tor sich wieder hinter ihm schließt und wo sich die eben beschriebene Prozedur wiederholt. Die Grundidee des Caminadaschen Systems beruht also darauf, daß die Stufenschleusen zu einem fortlaufenden Rohrstrang, zu Rohrerschleusen, wie man sie nennen könnte, umgewandelt sind. Um Wasser zu sparen und damit die Betriebskosten zu verringern, bildet Caminada seine Schleusen des weiteren zu sogenannten Doppelschleusen aus, wie eine solche auch am Teltowkanal bei Klein-Machnow mit Erfolg im Betrieb steht. Zu diesem Zweck sind stets zwei Rohrstränge nebeneinander angeordnet, von denen der eine für die Bergfahrt, der andere für die Talfahrt dient. Diese beiden Rohrstränge stehen derart miteinander in Verbindung, daß immer je eine Schleuse des einen direkt neben einer des andern zu liegen kommt. Das Wasser, das aus der Schleuse des einen Rohrstranges abfließt, wobei sich das darin befindliche Schiff senkt, fließt direkt in die nebenanliegende Schleuse, die es allmählich füllt, wobei das in ihr befindliche Schiff emporgehoben wird. Es müssen also immer zwei Schiffe gleichzeitig geschleust werden, ein bergauf und ein bergab fahrendes. Hierbei wird jedoch durch die doppelte Ausnutzung derselben Wassermenge sowohl zum Senken wie zum Heben eine beträchtliche Wasser- und damit Kostenersparnis erzielt.

Der Röhrenkanal findet natürlich nicht überall Verwendung, sondern nur da, wo er sich als nötig erweist. An anderen Stellen sollen wieder offene Kanäle zur Ausführung kommen. Auf der Höhe des Splügenpasses ist die Anlage eines 15 km langen Tunnels vorgesehen, in welchen Röhrenkanäle zu liegen kommen. Die Gesamtlänge des Alpenkanals soll 596 km betragen, wovon 230 km auf bereits bestehende Wasserläufe kommen, während 293 km als offene Kanäle und 43 km in Form von Röhrenkanälen auszuführen wären.

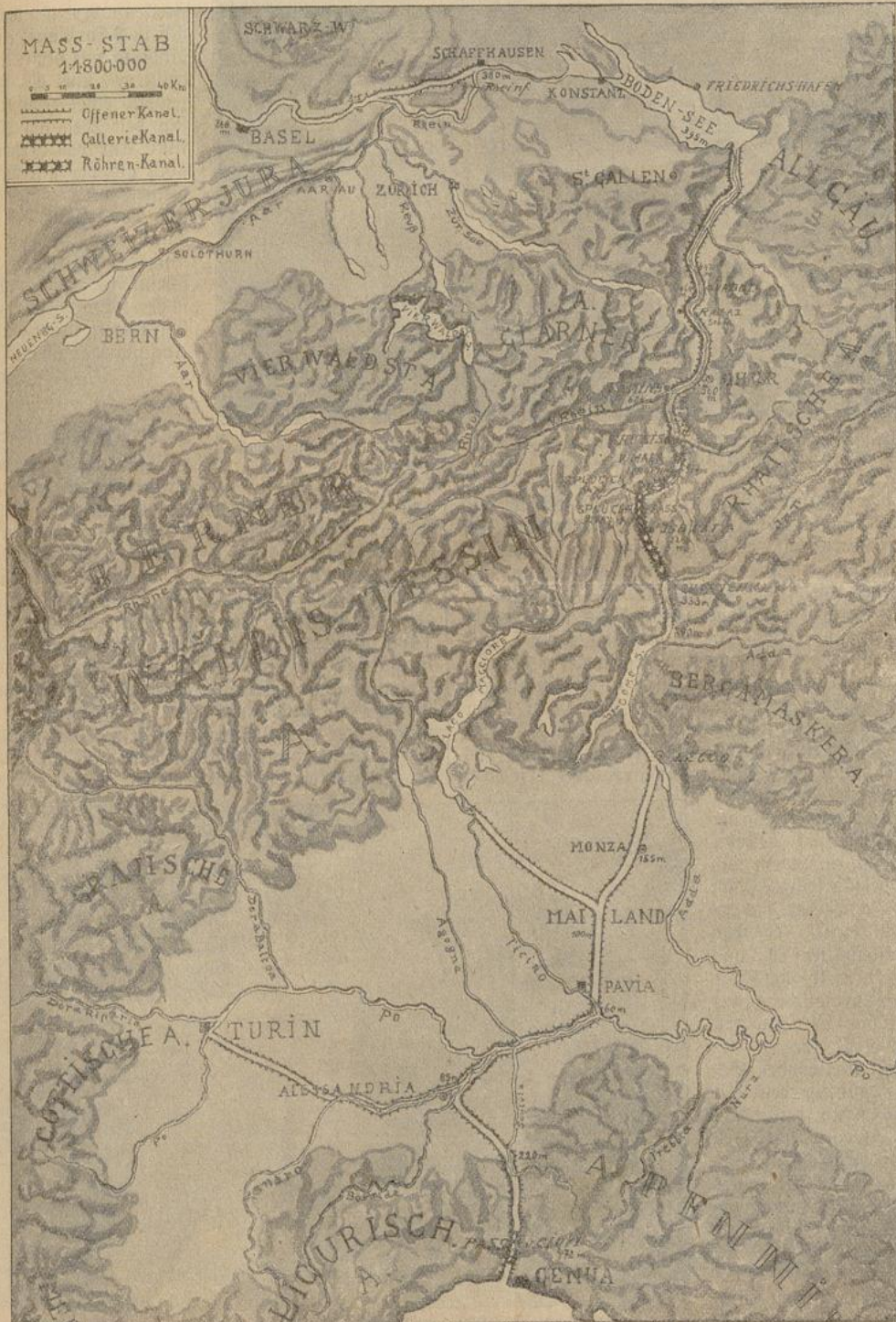
Der Ausgangspunkt des Kanals befindet sich bei Genua. Von hier führt die Wasserstraße weiter über Alessandria nach Mailand. Von Alessandria geht ein



Profilkarte zu dem Kanal über die Alpen. Gezeichnet von Gustav Schulze.
(Höhen in 80fachem Maßstab der Länge.)

Stichtkanal nach Turin, während in Mailand ein zweiter derartiger Stichtkanal münden soll, der die Verbindung mit dem Lago Maggiore herzustellen bestimmt ist. Von Mailand führt der Hauptkanal weiter nach Trezzo; der Comer See wird durchquert und an dessen nördlichem Ende das Alpenmassiv erreicht, wo die

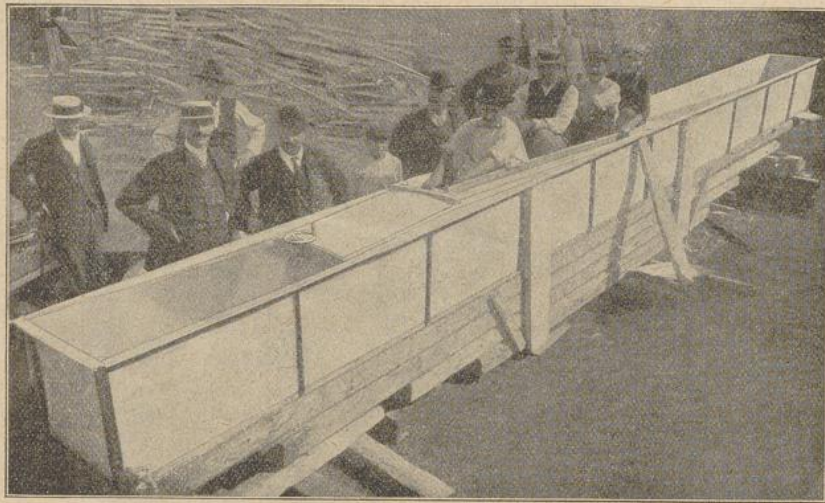
großen Steigungen beginnen. Dann führen die Röhre ziemlich steil bergan nach Isolato, wo der oben bereits erwähnte Tunnel unter dem Splügen beginnt; jener endigt bei La Rionna. Hier ist die höchste Höhe mit etwa 1290 Meter über dem Meeresspiegel erreicht; der Kanal geht wieder herab bis Thufis, nach Chur,



Ein Kanal über die Alpen: Uebersichtskarte über das Projekt des italienischen Ingenieurs Pietro Caminada.

ins Tal des Rheins, dent er dann in seinem weiteren Laufe bis zum Bodensee und von da nach Basel folgt. An der Mündung der Aare, ziemlich genau zwischen Schaffhausen und Basel, mündet ein Anschlußkanal, durch den Aargau, Solothurn, Bern, Basel, Luzern,

es müssen auch beträchtliche Abgaben erhoben werden. Da die Schweiz kein Industriestaat ist und trotz ihrer beabsichtigten Kanalverbindung mit dem Mittelmeer niemals ein solcher werden wird, so ist ein Zweifel in die dereinstige Rentabilität wohl um so mehr be-



Vom Alpen-Kanalprojekt Caminada: Vorführung eines bemannten Fahrzeuges in einem Modellkanal in der Academia dei Lincei in Rom. Phot. Abénicar.

Zürich, der Thuner, Briener, Vierwaldstädter und Zuger See in das Gebiet, das durch den Alpenkanal erschlossen werden soll, einbezogen werden.

Caminada wurde vor kurzem vom König von Italien empfangen, der sich lebhaft für das Kanalprojekt interessiert; er steht gegenwärtig im Begriff, ein Modell seines Kanals in der Academia dei Lincei zu Rom, einer der ältesten und gegenwärtig der bedeutendsten wissenschaftlich-technischen Vereinigungen Italiens, auszustellen, um weitere Kreise, in erster Linie solche von Kapitalisten, für die Sache zu interessieren. Diese Absicht stellt die Frage auf, ob das Projekt technisch durchführbar und rentabel erscheint.

An der Durchführbarkeit ist bei dem heutigen Stand der Technik nicht zu zweifeln. Sie erscheint außerdem auch dadurch gewährleistet, daß Caminada einer der hervorragendsten jetzt lebenden Wasserbautechniker ist, und daß sein Projekt, was die technische Durchbildung anbetrifft, auch von anderen bedeutenden Vertretern der in Betracht kommenden Gebiete sehr günstig beurteilt wird. Ob es sich freilich als rentabel erweisen wird, ist eine andere Sache. Die Gesamtkosten stellen sich, einer vorläufigen Schätzung zufolge, auf etwa 600 Millionen Lire. Um diese zu amortisieren und einen Ueberschuß zu erzielen, muß nicht nur ein starker Verkehr sich entwickeln, sondern

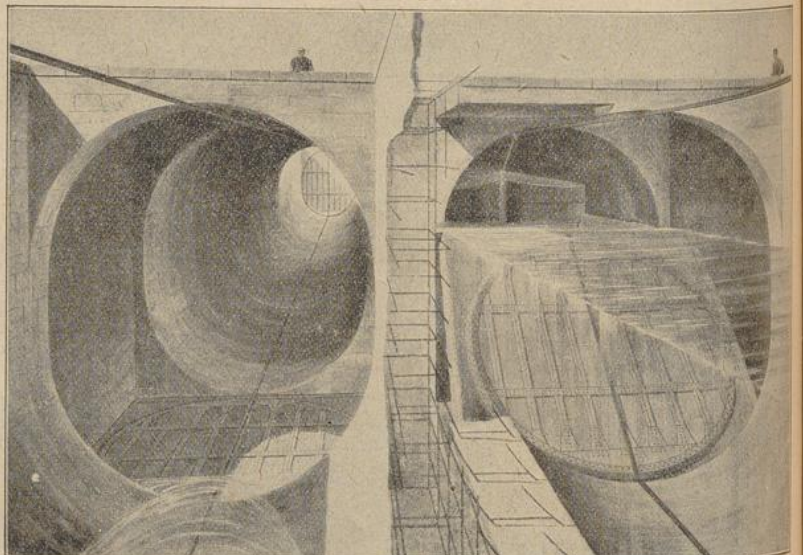
den Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gehört unstreitig Paracelsus, mit seinem ganzen Namen Philipp Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Er war gleichberühmt als Arzt, Chemiker und Theosoph. Er ist als Sohn eines Arztes zu Einsiedeln im Kanton Schwyz am 17. Dezember 1493 geboren. Von seinem Vater wurde ihm eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung zuteil. Die damalige Schulgelehrsamkeit genügte jedoch seinem lebhaften Geist nicht und unsterk irrte er von Ort zu Ort und erregte allenthalben durch seine Wunderkuren Aufsehen. Sein Hauptbestreben war auf die Entdeckung des Steins der Weisen gerichtet. Seine vielen alch-

rechtigt, als die nördlich der Schweiz liegenden Länder strecken bereits durch den Rhein-Rhonekanal eine Verbindung mit dem Mittelmeer besitzen, und als schließlich jenseits einer gewissen Grenze sich der Weg um die Westküste Europas herum immer noch als der allerbilligste erweisen wird. So gewaltig und interessant das Projekt Caminadas deshalb in technischer Beziehung ist, scheint es doch in ökonomischer Hinsicht die nötigen Garantien nicht in vollem Umfang darzubieten.

Dr. Albert Neuburger.

Theophrastus Paracelsus.

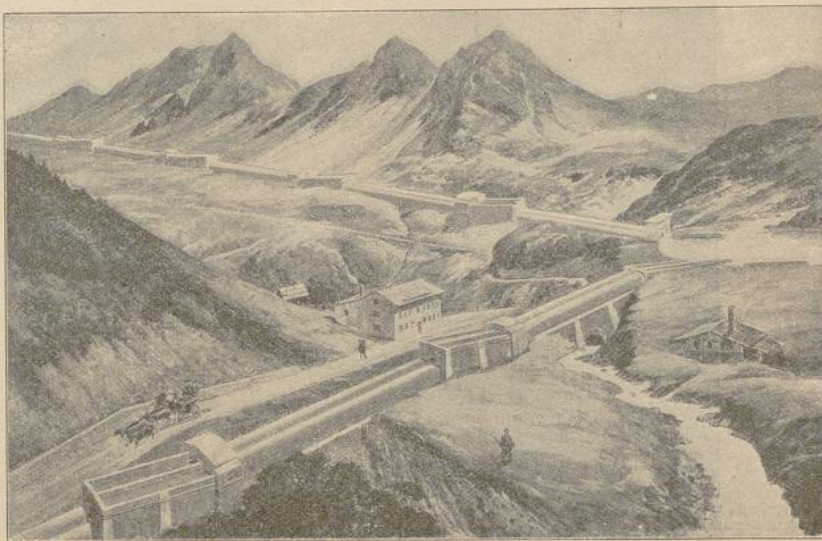
Zu den eigentümlichsten Erscheinungen des ausgehenden



Vom Alpen-Kanalprojekt Caminada: Veranschaulichung des Zweiröhrensystems — Rohrstellungen im Betriebe. Nach einem von Caminada selbst hergestellten Modell. Phot. Abénicar.

nützlichen Versuche waren jedoch nicht zwecklos, da sie ihm viele äußerst wertvolle Entdeckungen machen ließen. Zwischen 1526 und 1528 schien es, als ob er in Basel seinen Fuß fassen wollte, denn er hielt dort vielbesuchte Vorlesungen über Medizin. Er überwarf sich jedoch mit dem Magistrat und begann wieder sein unstetes und wüßtes Leben, das ihn durch ganz Deutschland führte und in aller Leute Mund brachte. Er starb am 22. September 1541 zu Salzburg. Wahrscheinlich wurde er ermordet. Er wurde im Sebastians-Hospital begraben. Die Wiener Gemäldegalerie besitzt ein sehr interessantes Bild von dem

Gesichtszüge des Paracelsus erscheinen auf dem Bildnis nicht sonderlich sympathisch. Vielmehr zeigen sie die deutlichen Spuren eines wüßten Lebens. Jedenfalls mußte auch schon die äußere Erscheinung des seltsamen Mannes, wenn sie dem Bilde, das wir bringen gleich,

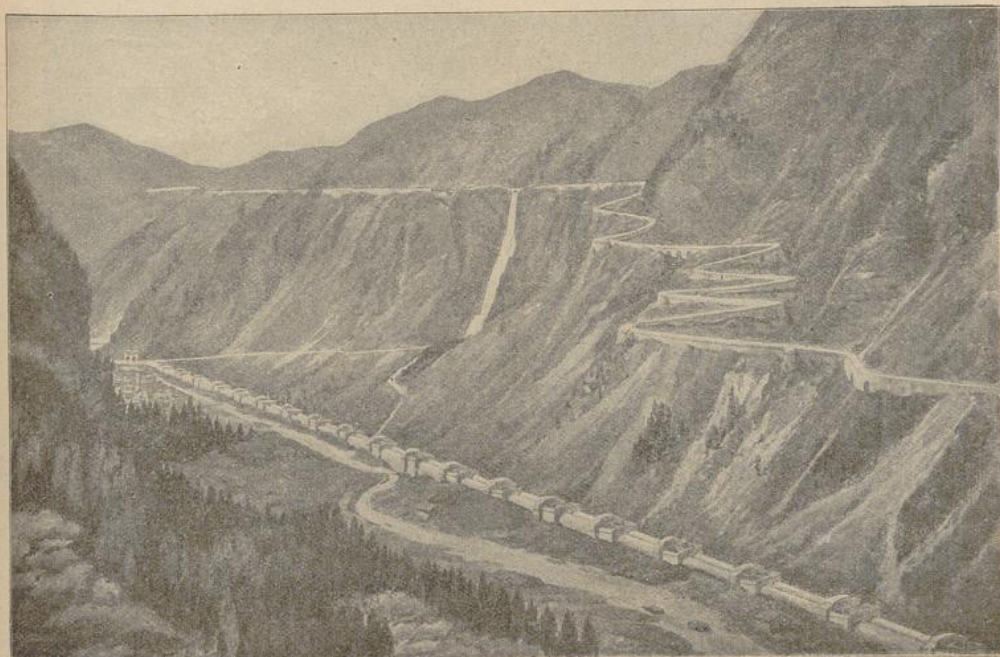


Vom Alpen-Kanalprojekt Gaminada: Perspektivische Veranschaulichung einer Gabelung des Kanals mit je zwei Röhren, in einer getreu der Natur im Modell nachgebildeten Alpenlandschaft.

Phot. Abéniaçar.

berühmten Mann. Es stellt ihn in der farbenprächtigen Kavalierrüstung des 16. Jahrhunderts dar, wie er mit seinem Diener eben aus einer feuchtröhlichen Symphonie, die Weinflasche in der Hand, zurückkehrt. In einer Eisenkette hat er einen Affen gebunden, der den Dritten in diesem seltsamen Trifolium bildet. Die

seiner Umgebung aufgefallen sein. In neuester Zeit wendet man den Schriften des Paracelsus wieder mehr Aufmerksamkeit zu. Allerdings sind es weniger seine medizinischen und chemischen, als seine theosophischen Werke, in denen ein reicher Schatz mittelalterl. Geheimlehren, in die er offenbar eingeweiht war, hinterlegt ist.



Vom Alpen-Kanalprojekt: Perspektivische Veranschaulichung eines Stückes der Wasserstraße, bestehend aus zwei Röhren mit entsprechenden Zwischenjammelbecken. Nach Gaminadas Entwurf. — Oben links: Gaminada selbst. Phot. Abéniaçar.



Theophrastus Paracelsus und ein Zechgenosse.

(Von einem unbekannten Meister Anfang des 17. Jahrhunderts. Im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.)
(Text siehe Seite 164/5.)

Der Affe als Kindsmagd.

In der alten Residenz zu München soll zur Zeit, als daselbst Ludwig der Strenge regierte, eine ganz außerordentliche Begebenheit vorgefallen sein. Ein großer Affe, der klug und manierlich war, durfte ob seiner guten Aufführung in den Räumlichkeiten und Gängen des weitläufigen Gebäudes frei herumlaufen, und weil bekanntlich die Affen eine große Neugierde besitzen, und alles nachzuahmen suchen, was ihr Interesse erregt, kam er eines Tages vor eine Thür, die halb offen stand. Gleich stieg er sie mit seiner Pfote weiter auf und spazierte ins Zimmer hinein. Daselbst lag in einer prächtigen Wiege der kaum ein Jahr alte Prinz und spielte ruhig mit seinen Händchen. Der Pavian schlich hinzu und betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen das kleine Menschenkind. Kaum aber erblickte dieses das über und über behaarte Gesicht und die schwarze, große Nase des einstigen Urwaldbewohners, so erhob es alsbald ein jämmerliches Geschrei. Der Affe, der schon früher von der Kindsmagd, die eben kurz vorher in ähnlicher Weise aus dem Zimmer gegangen war, bemerkt hatte, daß sie in solchen Fällen den kleinen, schreienden Prinzen aus seinem Bettchen herausnahm und auf den Armen wiegte, begann sich keinen Augenblick, sondern faßte das Kind in seine zottigen Arme, begann es förmlich zu schaukeln, auch drückte er es ein paarmal an seine zottige Brust, genau das Gebahren der Kammerfrau, wie er solches öfter gesehen hatte, nachahmend. Im selben Augenblicke kam diese letztere mit verstörtem Gesichte herbeigerannt, einige mit Stöcken bewaffnete Bediente folgten ihr. Der Affe, welcher in seiner Eigenschaft als Kindsmagd keine Lust hatte, eine so unfreundliche Begegnung zu riskieren, ersah mit echt affenartiger Geschwindigkeit den Ausgang durchs Fenster, das bei dem heißen Sommertage unglaublicherweise offenstand. Mit dem linken Arme drückte er den Prinzen, dem mittlerweile vor lauter Schreien Stimme und Atem ausgegangen war, an die Brust, mit dem rechten griff er, sich aufs Gesims des Fensters schwingend, nach der Dachrinne und mit einer Gewandtheit, die dem größten Preisturner Ehre gemacht hätte, hatte er nach wenigen Sekunden das Dach erreicht, dessen Giebel er sofort erkletterte. Dort lagte er sich zunächst auf einem Kamine nieder und begann den Prinzen mit der Sorgfalt einer erfahrenen Kindsmagd zu wiegen und zu schaukeln. Uebereifrige und unüberlegte Leute unten auf dem Hofe meinten, man solle den Affen mittels eines wohlgezielten Pfeilschusses erlegen, oder auch, es solle ein im Klettern gewandter und beherzter Mann durch ein Dachfenster auf den First emporsteigen und den frechen Pavian einfach beim Schwänze fassen und hineinziehen. Das alles waren aber durchaus törichte Pläne, die schon von vornherein, deshalb unausführbar waren, weil sie dem kleinen Prinzen unfehlbar den Tod gebracht hätten. Da sagte ein kluger Mann: laßt uns einfach alle ruhig zurückgehen, daß uns der Affe nimmer sieht, und sich dann von freien Stücken entschließt, herabzu steigen. Wenn das Tier aber fortwährend das Geschrei und Gekammer hört und fürchten muß, daß es halb totgeprügelt wird, dann können wir bis morgen warten und der kleine Prinz ist so gut wie verloren, weil ihn der Affe ohne Zweifel, sobald ihm die Last zuwider wird, auf die Straße herunterwirft. Der Vorschlag des alten Mannes fand allgemeinen Beifall und man hatte es wahrlich nicht zu bereuen, ihn befolgt zu haben. Kaum bemerkte der Affe von seinem lustigen Wohnsitze

aus, daß sich die Leute unten in der Tiefe um ihn und seinen kleinen Pflegling nicht mehr kümmerten, sondern nach allen vier Windrichtungen auseinander gingen, so beeilte er sich, seine Stellung als Kindsmagd wieder niederzulegen und demzufolge den Prinzen dahin zu verbringen, von woher er ihn geholt hatte. Auf demselben halbsbrecherischen Wege stieg der geschwänzte Waldbewohner wieder vom Dache herab, schwang sich mit unglaublicher Gewandtheit von der Dachrinne ins Zimmer und legte das schlummernde Kind fein säuberlich in die Wiege hinein. Welche Belohnung der Affe für seine großartige Leistung nachträglich erhalten habe, wird nicht weiter berichtet; aus Liebesungen aber, Streicheln und Federbissen wird sie vermutlich nicht bestanden haben. („Eseuranken“.)

Eine treue Magd.

Am 22. März ds. Js. starb in Wien im Alter von 78 Jahren eine brave Dienstmagd, Magdalena Wawronetz, die von ihrem 16. Jahre an bis zu ihrem seligen Tode in einem und demselben Hause diente. Also volle 62 Jahre! Am 7. April 1846 trat sie als Kindermädchen unter sehr bescheidenen Lohnverhältnissen in den Dienst. Neben der treuen Erfüllung ihrer Berufspflichten nahm sie stets freudig Anteil an allen kirchlichen und charitativen Vereinen. Namentlich wendete sie ihr Augenmerk dem Wirken der Trappisten zu, als sie im Jahre 1865 Br. Zacharias Vogt aus Marienwald kennen lernte. Mit Bienenfleiß sammelte Magdalena unter allen Bekannten kleine Beiträge für die Mission Mariannhill, deren Gründer den hochwürdigsten res. Abt Franz Pfanner sie persönlich kannte, auf welche Ehre sie nicht wenig stolz war. Sie entschlief selig im Herrn, versehen mit den hl. Sterbesakramenten am 3. Fastensonntage, 22. März. Ihre letzte Ruhestätte fand sie im Familiengrabe, wo sie an der Seite ihrer Herrschaft der seligen Auferstehung entgegen schlummert.



Glaubensfestigkeit.

Von Franz Eichert.

Wie segne ich die Stunde, licht und klar,
Da ich des Zweifels Stürmemeer entrann
Und wilder Brandung tosender Gefahr.
Wie bin ich glücklich, daß ich glauben kann!

Nun liegt der Erdendinge Wirrnis licht
Und hell vor meiner Seele gläub'gem Schauen,
Und in die granddurchwob'nen Nächte bricht
Ein Strahl herein vom Himmels-Morgengrauen.

Das ist der große Sieger einer Welt,
Der demutsvolle, kindlichreine Glaube;
Das stumme Gözenbild der Zeit zerfällt,
Zertrümmert liegt's vor Gott im Staube.

Und wiederkehrend naht die große Zeit,
Da frommer Glaube Sieg auf Sieg gewann;
Schon braust heran der heiße Höllenreit;
Wie bin ich glücklich, daß ich glauben kann!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kabeltschhofen, Ringingen, Weissenhorn, Scheidegg, Hornberg, Bettmaringen, Bodenmais, Münster i. W., Aachen, Neuf, Erier, Köln, Brand, Bettingen a. D., Rauteuthal, Erbach, Düsselhausen, Gellingen, Lindenberg, Größbergshausen, Wentaumstadt, Ravensburg, Kofshaupten, Kirchberg, Kofsbach, Waldbittelbrunn, Königshofen a. d. Tauber, Holzheim, Augsburg, Seebach, Würzburg, Grünfeldshausen, Leipferdingen, Eurburg, Obergeffertshausen, Bingenwangen, Rottenburg, Betra.

Dankjagungen

Bettmaringen, Epe, Münster i. W., Aachen, Bonn, Bilsbach, Köln, Duisdorf, Mondfeld, Würzburg, Ginzburg, Kaltentgeben.

Gebetsempfehlungen.

Um Befehrung mehrerer Personen. Um Erlangung der Gesundheit. Um Glück und Segen in Familien. Mehrere Studenten. Mehrere ungeratene Söhne und Töchter. Viele Kranke. Trübsüchtige. Schwermütige. Um Kinderlegen. Glückliche Niederkunft. Glückliche Standeswahl. Gemütskranke. Befehrungen. Schwer betäubte Eltern. Glücklichen Verlauf eines Anwesens. Abwendung großer Verrücknisse. Sinnesänderung. Kranke Priester. Die Oberin eines Klosters mit großem Anliegen. Um zahlreiche brave Studenten. Um Klosterberuf. Gutes Grame. Um gute Beicht. Augenranke. Schüler, die schwer lernen. Glück. Heiraten. Dem Fluchen ergebene. Formtätige. Um guten Ruf eines Jünglings. Ein Familienwarter, der den Angehörigen großen Kummer bereitet. Um gute Lehrer. Um gesunde Wohnung. Guten Hausverkauf. Guten Geschäftsgang. Um passende Lebensgefährtin. Um die frühere Anstellung zu erhalten. Gebörkranke. Um gute Krankenpflegerin. Rückkehr eines Sohnes aus Amerika. Verunglückter Sohn in Amerika.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messebundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

L. Burgart, Lehrer a. D., Köln-Bindenthal. Jakob Münster, Eupen. Dr. A. Hillers, Beien. Kath. Müller, Limburg (Lehn). Sibilla Ulrich, St. Witz. Maria Weyand, Eich. Elise Thoma, Bonn. Elfab. De Lambou, Aachen. F. Schneider, Pfarrer, Floisdorf. Burghardt Slatte, Pfarrer, Mülheim (Möhne). Valentborn, Vilar. Grotewiese. Bernard Widmann, Pfarrer, Darfeld. Dr. Joh. Driesen, Pfarrer, Cleve. Anton Koch, Altenessen. Agnes Matenaers, Worf. Margareta Kriescher, Steinfeld. Anna Altenkamp, Bortrop. Heinrich Gevalier, Schleiden (Eifel). Werflich, Mülheim (Ruhr). Marg. Kern, Neufes. Ludwig Drost, Saffrau. Laura Klittenberg, Walhorn. Heinrich Jofe, Erier. Johann Hinsenlamp, Effen. Maria Salome Niny, Jrel. August Niny, Jrel. Anton Steden, Bochum. Anton Altkermann, Grefeld. Lorenz Gurringer, Schwarzenfeld. Anna Winter, Schwarzenfeld. Anna Hildebrand, Stadtprozelten. August Meyer, Avelsheim. Frau Dr. Walbel, Rempten. Frau Spengler, München. Mathias Trojer, Appolonie Bachmaar. Agnes Lirawitz, Wilhelm Neger, Kanonikus. Theresia Raller. Katharina N. R. Juliana Ranninger. Theresia Gobajsch. Luise Bledmann. Alois Haibauer. Johann Blant. Katharina Rindig, Sarnenstorf. Fräulein Frei, Wärenlingen. Scherrer, Kaplan, Herrgottswald. Josef Dittli, Altinghausen. Frau Doll, Kappelrobed. Marg. Haedler, Meierhof. Philipp Wolz, Rittershausen. Anton Guismitel, Kanau. Theresia Kipp, Landsberg. Anna Steinberger, Herrnsaal. Franz Josef Neubert, Obergrombach. Wilh. Franz Henrich, Walbstadt. Anton Deller, Domvikar, Augsburg. Josef Schmid, Kaiserhofen. Louise Schmitt, Erstein. Frz. Kav. Köttel, Ginzburg. Wilhelm May, Wollbach. Frau Hug, Ueberlingen. Peter Maier, Hubertshofen. Frau Haas, Steinhausen. Peter Feuerer, Kriens. Rosa Schüle, Wahlberg. Magdal. Fuchs, Passau. Anna Hildebrand, Mondfeld. Anna Feuerer, Bielenhofen. Kath. Eder, Cham. Christiana Schweizer, Kofsbach. Maria Bieri, Tempelen-Jowa. Adolf Schmid, Wäschendeuren. Eleonora Osolobit, Brunn. Anna Jaspel, Aurozmünster. Anna Bönisch, Karlsruhe, Böhmen. Georg Vongraf, St. Andrea, Kärnten. Juliana Steinbaugger, St. Georgen b. Neumarkt. Herr Stiegelmeier, Bruck a. d. Mur. Valentin Auer, Gleisdorf. Theresia Nemes, Großau bei Brünlich. Katharina Neuhold, Deutschlandsberg. Joh. Ant. Nachbauer, Weiler. Maria Beric, Bischofsat. Johann Moser, Graz. P. Josef R. Riebig, Erzbechant, Politz. Mathias Ebner, Marlan. Pfarrer Alfred Hainisch, Kallmizberg. Anna Maria Birtin, Wadassen. Ww. Gertrud Borjpel, geb. Verhoeven, Gronau. Jakob

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Brülls, Köln. Pfarrer Josef Auserberg, Breiten. Pauline Hütel, Beelen. Kath. Müller, Limburg a. d. Lahn. Frau Bouffard, Kittenhoff. Frau Hauptlehrer Felten, Bagem. Kath. Schröder, Bagem. Johann Böfelen, Ebnshede. Karl Lotter, Effen-Küntenfeld. Anna Lünighaus, Warendorf. Rechtsanwalt Schlachter, Ebnshede. Marab Noll, Blerlingen. Elise Urmiller, Erstein. Virgil Kämmer, Blienschweiler. Xaver Köttel, Ginzburg. Maria Barb. Hofmann, Heibingsfeld. Frau Dorfner, Langenbrud. S. Steiner, Langenbrud. Anton Jgel, Augsburg. Eberhard Peters, Barton-Wis. A. Köttel, Cleveland-Ohio. Barbara Beck, Baden-Baden.

Mariannhiller Kalender pro 1909.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilder Schmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der 96 Mitglieder der christlich-sozialen Fraktion im österreich. Abgeordnetenhaus. Von den Erzählungen einzelne Ueberschriften: „Unter Menschenfressern“; „Kurze Geschichte eines langen Gehrockes“; „Afrikanische Mausejagd“; „Der Hageldoktor“; „Gottverlassen“; „Das große Ingomboco oder Herengericht“; „Im Schneesturm“; „Kochfrau's Lieschen“; „Der Salbator“; „Die Totenkammer“.

Der Kalender ist von den im Bergheim nicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts., für Amerika 20 cents.

Hilfs-Missionär der Trappisten-Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1909 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Völkern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Ende September oder Anfangs Oktober reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrika. Die Aufnahme-Bedingungen finden sich im Vergiftmeinnicht Nr. 2 Jahrgang 1907 und muß die Anmeldung bei der Missionsvertretung geschehen. Zwei Priester gehen auch mit als Postulanten.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder, Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gefeiert wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mfr. 4.50 = Fr. 5.40 = Fr. 6.—.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.